



Bur Volkskunde Steiermarks.

Vollksleben, Sitten und Sagen der Deutschen.



it dem bedeutungsvollen Ausspruche: „Steiermark ist das Land der Herzlichkeit und Gemüthlichkeit“ kenzeichnete weiland Erzherzog Johann die landesthümlichen Eigenschaften, das biedere Wesen und den edlen Grundcharakter des steirischen Volkes. Schlicht und gutmüthig, grad und offen bringt der Steirer Jedem ein unverdorbenes, theilnahmssvolles Herz entgegen; wahrhaftig und aufrichtig gemeint ist sein Wort und gegebener Handschlag ihm heilig. Von Natur aus gemüthlich und friedfertig, haßt er nichts mehr als Hader, Zank und Streit; er ist frei von Nationalitätenhaß und seine Frömmigkeit und Religiosität, wenngleich mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart, lassen ihn auch mit Andersgläubigen friedlich und tolerant zusammenleben. Nur wenn der Steirer in seinen patriotischen oder nationalen Gefühlen verunglimpft oder verletzt wird, bäumt sich in ihm der Stolz, das Selbstbewußtsein auf, und er wird dann auch nicht selten handgreiflich, um den Gegner eines Bessern zu belehren. Gastfreundschaft bietet und übt der Steirer stets gerne. Anfänglich etwas zurückhaltend in seinem Benehmen, weiß er, wenn man einmal sein Vertrauen gewonnen, sich um desto herzlicher zu geben und selbst seine mitunter derbe Umgangsweise durch eine ansprechende Gemüthlichkeit auszugleichen; dagegen ist er aber um so schwerer wieder zu gewinnen, wenn einmal sein Zutrauen mißbraucht worden. Wohl hat auch der Steirer seine Schattenseiten, doch sind dieselben meist nur individuell, wie z. B. der Hang zur Ungebundenheit, die schwer zu bezähmende

Luft zum Wildern, welcher jedoch nur in einzelnen Fällen ein anderes Motiv zu Grunde gelegt werden darf als ein sehnsüchtiges Verlangen nach den Freuden der Jagd. Aber diese und noch andere, meist auch den übrigen Gebirgsvölkern anhaftenden Fehler werden wieder durch viele gute und treffliche Eigenschaften wettgemacht. Von Kindheit an zur Arbeitsamkeit und zum Fleiße angehalten, klagt der Steirer nicht über das ihm beschiedene, oft harte Loß, erwirbt er sich im Schweiß des Angesichts sein Brod; genügsam und zufrieden nimmt er mit diesem vorlieb, auch wenn es ihm nicht im Überfluß zutheil geworden, und theilt selbst dann noch mit dem Armen.

Die geistigen Eigenschaften des deutschen Steirers gleichen so ziemlich denen der übrigen Alpenbewohner. Wohl zeigt der Obersteirer, der zumeist auf sich selbst beschränkt und deshalb auch mehr auf die Erhaltung seiner Existenz bedacht ist, eine etwas minder rasche Auffassungsgabe als der in vieler Hinsicht bevorzugtere findige und anstellige Mittelsteirer, doch nimmt er unverwöhnten Sinnes alle Eindrücke auf und zeigt für die Bedürfnisse des praktischen Lebens einen gesunden Hausverstand. Während der Bewohner des Mittellandes sich dem Fortschritt weniger verschließt, hält der Obersteirer zähe und beharrlich am Althergebrachten und Bestehenden. Dieser feste Sinn zeigt sich insbesondere in den vom belebteren Verkehr abgelegenen Gegenden recht deutlich, wo der Älpler von der modernen Sitte und Cultur noch so ziemlich unberührt geblieben ist.

Innig und tief ist des Steirers Liebe zur schönen grünen Heimat und zu Allem, was dieselbe charakterisirt und verherrlicht. Nach den schweren Mühen harter Arbeit zieht es ihn hinauf zu den luftigen Felsenhöhen, um sich hier in der stillen großartigen Natur zu fühlen als ein echter freier Sohn seiner Berge. Und wenn das Schicksal ihn von seiner heimatlichen Scholle hinweg, hinaus in eine ferne Fremde geführt, dann klingt aus der Kehle so recht innig und ergreifend sein stilles Leid, sein „Hoamweh“:

„Wann i denk an di, mei Hoamatland, da thuats ma halt im Herzen weh,
Denn da kumts ma halt im Geist so für, wias gwest is dortn vor und eh.“

Wohl die herrlichste und schönste Tugend des Steirers ist seine angestammte Treue an Fürst und Vaterland in guten wie in schlimmen Tagen, und freudig stolz ertönt aus seiner wackern Männerbrust:

„So fest, wie ihre Berg bis in d' ewige Zeit,
So stehn für ihren Kaiser fest die steirischen Leut!“

Geradezu sprichwörtlich geworden ist die Tapferkeit, welche die eisenfesten, sieggewohnten Söhne der grünen Mark schon unzählige Male auf den Schlachtfeldern erprobt haben. Ihre schönste Anerkennung liegt in der bedeutungsvollen, von Seiner Majestät an die „Belgier“ gerichteten Ansprache: „Es pocht mir das Herz im Leibe, ein so braves und tapferes Regiment um mich zu sehen!“ Ebenso bezeichnend sind die Worte des Herzogs

von Württemberg nach der Schlacht bei Oversee, „daß es auf der Welt keine besseren Soldaten gibt als die edlen und braven Steirer“. Und geradezu einzig in ihrer Art ist die Huldigung, welche der „eiserne“ General Baron d'Aspre 1848 den tapferen „Kinskyanern“ darbrachte, als er nach dem Siege von Custozza über das Schlachtfeld sprengte und an



Erzherzog Johann.

der Front dieses Regimentes, dessen deutsche wie slovenische Soldaten „das Unglaublichste“ geleistet, mit abgezogenem Hute vorüberritt.

Dankbarkeit ist dem Steirer kein leeres Wort. Wer sich ihm einmal zum Danke verpflichtet hat, der kann desselben auch stets gewiß sein; die Erinnerung an erwiesene Gutthaten bleibt lebenslang tief im Herzen eingegraben, wird auf Kinder und Enkel übertragen und dauert so selbst bis übers Grab hinaus. Gar rührend ist die in den schlichten und doch so tief empfundenen Volksliedern fortlebende dankbare Erinnerung an den geliebten Erzherzog Johann, den hochsinnigen Wohlthäter und wahren Freund der Steier-

mark; zwar ist nun schon eine Reihe von Jahren verflossen, seitdem der edle Schutzgenius des Alpenlandes sein seelenvolles klares Auge für immer geschlossen, aber:

„In sein Steirergwand auf der Felsenwand,
Schants, Erzherzog Johann steht noch dort.

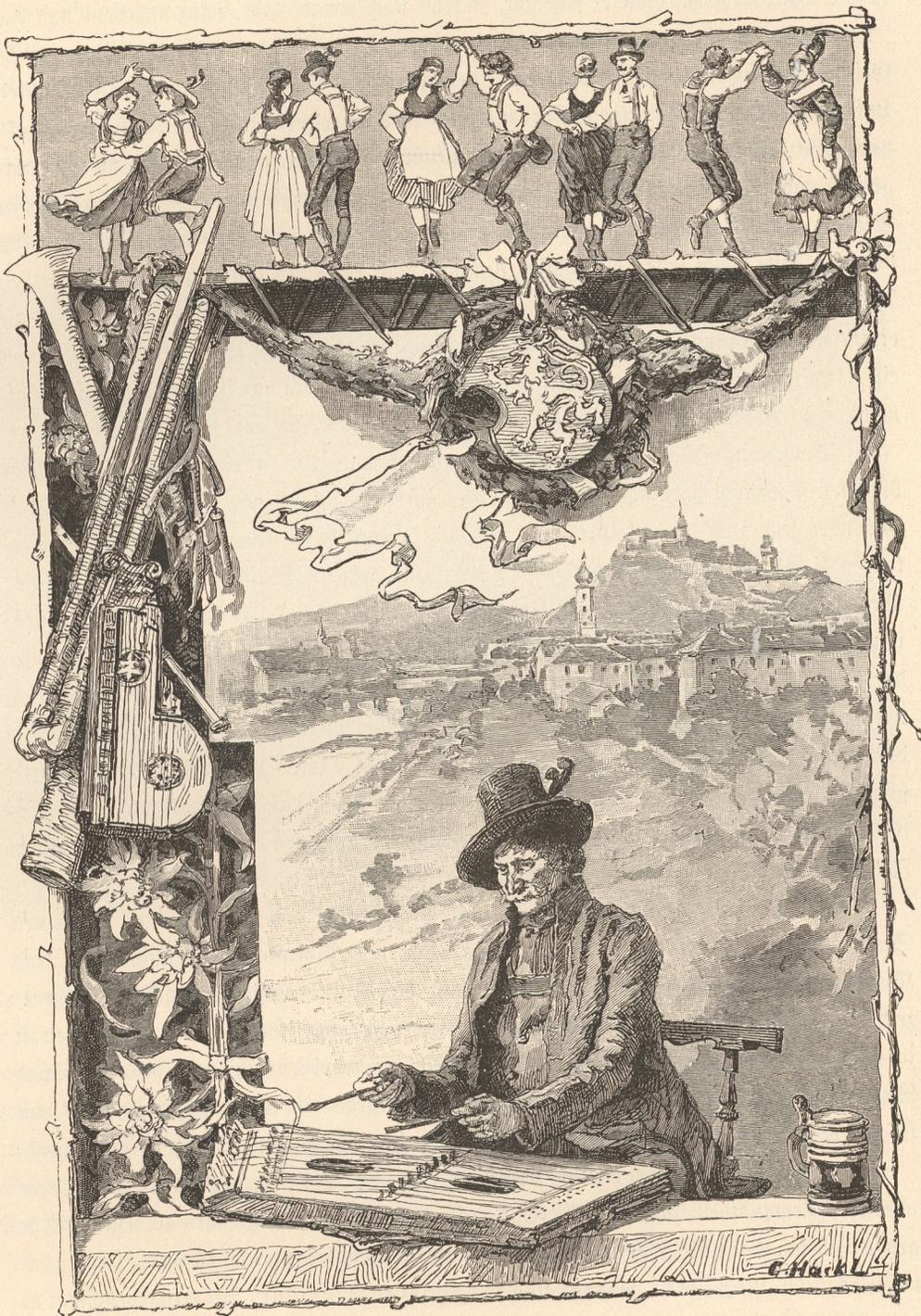
’s haßt, er war schon todt; o du liaba Gott,
Für uns Steirer lebt er fort und fort!

Vom deutschen Steirer unzertrennliche schätzenswerthe Eigenschaften sind sein Frohsinn, seine Lebensfreudigkeit und sein urwüchsiger Humor, womit er selbst sein nicht immer behagliches Dasein verklärt und sich eng an die oft schwierigsten Verhältnisse fesselt. Vor

Allen liebt er das heimische Lied, und mit Recht, denn in demselben lebt sein Herz, sein Sinn, seine Sitte. Die Musik ist ihm gleichfalls ein Bedürfniß, geradezu ans Herz gewachsen aber ist ihm der Tanz, zu dem er stets aufgelegt scheint, selbst wenn er von langer schwerer Arbeit sich ermüdet fühlt. Großer Beliebtheit erfreut sich der „steirische Tanz“, nicht nur im Lande selbst, sondern auch außerhalb desselben ist er bekannt. Er ist auch charakteristisch für den deutschen Steiermärker, originell und poetisch, ein Nationaltanz; in ihm verbindet sich natürliche Grazie mit sinnreichem Wechsel, in ihm spricht sich eine Idee aus, die einer süßen Liebeständelei, — in edler Einfachheit dargestellt durch mimische Ausdrücke herzlicher, gutmüthiger Fröhlichkeit.

Man betrachte sie nur, die ländlich gekleideten Paare, wie sie sich auf dem Tanzboden einfänden, sich zum Tanze „anschießen“! Langsam und einer nach dem andern treten die Tänzer vor; erst schleifen sie sachte die Füße, dann beginnen sie zu stampfen, klatschen mit den Händen auf die Oberschenkel, schnalzen mit den Fingern und der Zunge und drehen sich lustig im Kreise, dabei schelmisch nach den „trollatn¹ Weiberleut“ blinzeln. Alsbald hat Jeder die „Richtige“ herausgefunden, mit der er am liebsten, am leichtesten tanzt, — ein Wink und die Tänzerin ist an seiner Seite. Nun geht es los! Erst tanzen sie Arm in Arm schön langsam herum, dann legt sie ihr Köpfchen an seine Brust, er wieder seinen Arm um ihren Nacken und hebt mit der anderen Hand die ihre hoch auf, so weit es geht, durch das Joch, das dadurch entsteht, schlüpfen nun in geschmeidigen Wendungen abwechselnd Tänzerin und Tänzer hindurch; darauf flattert sie, immer noch die Hand hochgehalten, öfter im Kreise rasch und flink sich drehend, um den Tänzer herum, und schließlich „wickeln“ oder zwingen sie sich gegenseitig in schalkhafter Anmuth unter die Arme hindurch. Hierauf lassen die Tänzer ihre Genossinnen aus der Hand, klatschen mit den Händen und stampfen mit den Füßen den Takt zur Musik; zum Schlusse jodelt einer den letzten „Schleifer“ der Cadenz nach, während andere wieder all ihr Entzücken gar in einem hellen Jauchzer ausschreien. Nach einer kaum merkbaren Pause in der Musik fassen sich wieder Tänzer und Tänzerinnen, und abermals beginnen die gefälligen Drehungen, Wendungen und Verschlingungen, anscheinend den früheren gleich und doch so verschieden von einander für den Kenner. Aber damit ist's noch nicht genug; was ein echter Steirer ist, muß auch mit mehreren Frauenzimmern zugleich tanzen können! Da gibt es dann Verschlingungen, daß man sich schier nimmer auszukennen vermeint, und doch geht alles ganz „gmachla“ vom Fleck, lösen sich die schwierigsten Figuren und Wendungen leicht und ungezwungen. Und dazu noch dieser lebendige Ausdruck im geschmeidigen Drehen und Wenden, im graziosen Anschmiegen und Verschlingen, in diesem neckischen Loslassen und spröden Entfernen, im freudigen Wiederfinden und stillen Dahinwiegen! Aber noch immer

¹ Herzig und mit munterer Laune begabt.



Der Steirertanz.

ist der Tanz nicht ganz wie er sein soll, es fehlt noch etwas, das „Tanz angeben“ und das „Stenken“. Es ist ja eine Eigenart des deutschen Steirers, seinem Herzen, sei es nun im Gefühle der Liebe, des Wohlbehagens, der Eifersucht oder der gesteigerten Fröhlichkeit Luft zu machen. Und so improvisirt denn auch bald einer der Tänzer ein „Schnaderhüpfel“ und „gibt den Tanz an“, indem er den Musikanten die Melodie vorsingt, die sie nun aufgreifen und meist abwechselnd in verschiedenen Tonarten durchführen. Solche improvisirten Liedlein sind oft gemüthlich, sinnig oder naiv, oft aber auch derb und anzüglich. Im letzteren Falle bleibt selten die richtige Antwort aus; es finden sich immer einige unter den Tänzern, welche den im soeben abgejungenen „Vierzeiligen“ enthaltenen Reim für die erwartete Entgegnung aufgreifen und schlagfertig erwidern. So entsteht ein Viederkampf, ein lebhafter Wechselgesang, „Stenken“ genannt, welches rein nur in der deutschen Steiermark anzutreffen ist; derjenige bleibt Sieger, der seine Gegner zum Schweigen bringt.

Der steirische Nationaltanz in seiner ganzen Originalität ist namentlich in Obersteier bei allen Tanzunterhaltungen vorherrschend. In Mittelsteier, zumal in den nordöstlichen Gegenden sind auch der „Polsterltanz“ und der „Hans-Adam-Tanz“ beliebt. Bei letzterem tanzen die Paare erst recht langsam im Takte, dann geht die Musik in einen „Steirischen“ über, man tanzt einen Rundtanz, „trampelt“ hierauf zweimal im Takte mit den Füßen; nun drohen sich Tänzer und Tänzerinnen schelmisch und zärtlich, erst mit dem Zeigefinger der rechten, dann mit dem der linken Hand, verbeugen sich gegenseitig und wenden sich wieder mit einer Miene der Abneigung von einander ab, alles streng nach dem Takte der Musik. Hierauf wird der Rundtanz im schnelleren Tempo fortgesetzt. Diese Figuren wiederholen sich, wobei der Tanz immer schneller wird, so daß es zuletzt ganz unmöglich ist, dem Tempo zu folgen und deshalb Tänzer und Tänzerinnen endlich unter allgemeinem Jubel und Gelächter auseinanderstäuben.

Des Steirers gemüthliche Seite und Fröhlichkeit äußern sich auch in seinen Spielen und Belustigungen, die nicht selten des Alpensohnes Geschicklichkeit und Körpergewandtheit erkennen lassen. Obenan steht das Scheibenschießen in schöner Jahreszeit, welches im Winter durch das Bolzschießen ersetzt wird. Sehr beliebt im Winter ist in Obersteier das Eiszchießen; dem Schlittschuhlaufen wird mehr von den städtischen Bewohnern gehuldigt, ebenso dem „Gäßlfahren“, dagegen ist das „Kumpelfahren“ mit kleinen Schlitten auf schneebedeckten Berglehnen eine Belustigung für die liebe Jugend.

Jüngere Bursche lieben es, ihre Kräfte im „Ringeln“ und „Fingerhakeln“ zu erproben oder ihre Gewandtheit im „Baumkraxeln“, „Sackrennen“ und dergleichen zu zeigen. Eine große Behendigkeit und geschickte Anwendung der Gliedmaßen verlangen das „Stangenreiten“, auch „Ritterspiel“ genannt, und das „Holzauswerfen“. Bei ersterem kommt es hauptsächlich darauf an, fest und sicher auf mehrere Meter langen glatten Stangen, die von

je zwei Burschen auf den Achseln getragen werden, zu sitzen oder zu reiten und dabei den Gegner „aus dem Sattel zu heben“, was aber nicht immer gelingen will, indem diese „Ritter“ meist sehr gewandt sind und, wenn sie auch das Gleichgewicht verlieren und von der Stange herabgedreht werden, doch nicht ganz zu Boden fallen, sondern sich an derselben wieder fangen und mit großer Schnelligkeit auf ihren „Gaul“ hinaufschwingen. Das Holzauswerfen ist ein Spiel der Holzknechte, und war ehemals besonders im Oberlande sehr beliebt. Vier Knechte stellen sich dabei nach vorwärts gebückt mit dem Rücken



Das Schmiraggeln.

fest aneinander und bilden eine Fläche, über welche lederne Röcke oder dergleichen gebreitet werden. Gegen diese Gruppe laufen nun die übrigen, in einer geraden Linie aneinander gereihten Spieler auf ein gegebenes Zeichen, machen einen „Purzelbaum“ und werfen sich überschwingend mit Kopf und Händen in die Mitte der gedachten Gruppe, wobei die Füße eine zeitlang gleich den Flügeln einer Windmühle in der Luft zappeln. Dieses große Gelenkigkeit erfordernde Spiel soll eine Versinnlichung des „Auswerfens“ der Holzstämmen sein, welche, wenn sie zur Winterszeit in den langen beeisten Holzriesen sich „tüchtig spießen“, am Ende derselben in ähnlicher Weise sich überstürzen.

Allgemein im Lande beliebt ist das „Regelscheiben“; dem reihen sich zwei andere in Obersteier bekannte Regelspiele an, das „Schmiraggeln“ und das „Meilenspiel“.

Bei ersterem Spiele, auch „Schmaraggeln“ genannt, wird von den in zwei Parteien getheilten Spielern von vier Seiten, deren jede ein „Bot“ genannt wird, mit einer etwa kopfgroßen Kugel auf eine Distanz von mehreren Metern nach den in gleicher Ordnung wie beim Kegelscheiben aufgestellten Regeln geworfen. Das „Meilenpiel“ ist nur in den an Kärnten grenzenden Gegenden Obersteiers üblich. Die Spieler sind gleichfalls in zwei Parteien getheilt, deren jede eine große Kugel besitzt, die abwechselnd auf der Straße weiter geworfen wird, bis das oft ein bis zwei Stunden entfernte Ziel erreicht ist; diejenige Partie, welche weniger Würfe gemacht, hat das Spiel gewonnen. Zuweilen wird die Kugel nur mit einem Prügel oder dergleichen geschlagen oder fortgestoßen, in welchem Falle dann das Spiel „Kugelschlagen“ genannt wird.

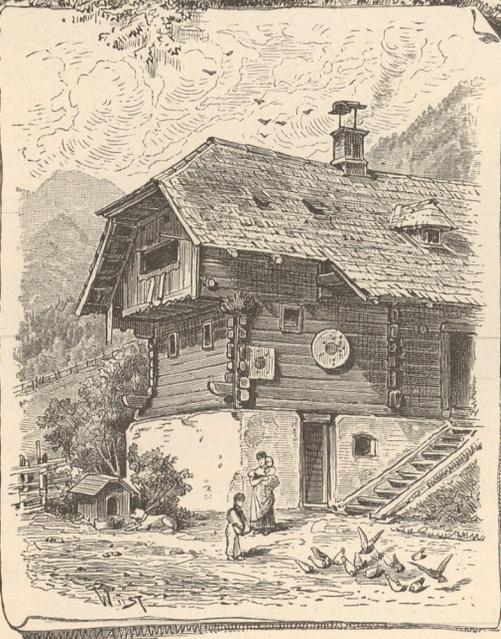
Von den in Steiermark üblichen Gesellschaftsspielen seien hier nur genannt das „Topf-“ und „Stoßschlagen“ und das „Weibertauschen“. Manche Spiele, wie das „Orgelstimmen“, „Keanstocsprenge“, „Bischofeinweihen“, „Sternucken“ u. s. w. sind Bezirksspiele, bei denen Uneingeweihten auf mehr oder weniger unzarte Weise oft ziemlich arg mitgespielt wird; andere wieder, wie z. B. das „Kopßbeschlagen“, „Bauer und Bader“ und dergleichen bringen einzelnen Ständen geläufige Hantierungen in pantomimischer Weise zur Darstellung. Auch die fröhliche Kinderwelt hat ihre Spiele, wie z. B. „Frau Sonne“, „Guggaberl“, „Goldne Brücken fahren“ und noch viele andere, welche jedoch auch in den übrigen Alpenländern mehr oder weniger bekannt sind.

Wenden wir uns nun dem steirischen Bauernhause zu. Es ist weniger geschlossen und breitbehäbig als das tirolische und typischer als das kärntnische; es ist tüchtig in der inneren Eintheilung und ernst von Aussehen.

Die älteren ländlichen Wohnhäuser sind mit Rücksicht auf die herrschenden klimatischen Verhältnisse meist aus Holz erbaut und ruhen auf einem steinernen Unterbau. Sie bestehen in der Regel aus vier mit kleinen Fenstern versehenen Räumen, aus dem Vorhause oder der „Lauben“ in der Mitte, mit dem Aufgange zum Dachboden, aus der „Rauchstube“, dem gegenüberliegenden „Stübel“ und einer „Kammer“ nebenan, welche zugleich als Keller benützt wird. Manche dieser Häuser wurden durch spätere Zubauten erweitert, welche gleichfalls Zimmerräume und bei etwas abdachiger Lage unterhalb einen Keller enthalten. Die „Rauchstube“, welche Küche und Wohn-, oft auch Schlafzimmer zugleich ist, enthält den offenen Kochherd, neben diesem den Backofen, unter dem sich wieder der Hühnerstall befindet, und den „Saufesselofen“. Dem Kochherd gegenüber in der Ecke steht der massive Esztisch und über demselben ein schlichtes Hausaltärchen; außerdem befinden sich hier noch Wandbänke mit Laden, Wandgestelle, eine Schwarzwälderuhr und endlich oft auch das breite Bett, welches tagsüber mittelst einer Holzdecke zugedeckt wird, um als Küchentisch benützt werden zu können. Die aus Holzpfeilen bestehende Decke wird von einem dicken



Obersteirische Bauernhaustypen.



Durchzugsbaume oder „Tram“ getragen. Der Fußboden oder „Flöh“ besteht gewöhnlich aus dicken Brettern und nur um den Herd herum ist derselbe aus Stein oder Lehm. Der vom Herde emporwirbelnde Rauch nimmt seinen Abzug durch ein in den meisten Fällen ober der Thür befindliches Fensterchen in den im Vorhause angebrachten hölzernen Rauchfang, in dessen Nähe auch eine sogenannte „Asen“ zur Trockenlegung des Brennholzes vorhanden ist. Da der

Steirer weniger als beispielsweise der Salzburger bedacht ist, den Giebel des Hauses der Straße zuzufehren, so erscheint derselbe in der Regel auch einfacher und schmuckloser als in anderen Alpenländern. Er ist mit senkrechten Brettern verschalt, zeigt ein eingeschnittenes Boden- oder Kammerfensterchen und nimmt gewöhnlich vom Dache einen dreieckigen vorschattenden Zipfel in Anspruch; solche im obersten Drittel ihrer Höhe

seitlich abgeschrägte Pultdächer sind in der Regel ziemlich steil und hoch. Im oberen Ennsthale, wo die Bauart schon mehr der salzburgischen ähnlich ist, findet man ziemlich flache, mit Steinen beschwerte Dächer, die häufig mit einem schmucken Dachreiterchen, das ein Aufglöcklein birgt, geziert sind. Sonst kommen flache Dächer z. B. auch am Wechsel vor, wo man noch ältere Häuser mit einer an der Giebelseite angebrachten Altane findet. Im Westen Mittelsteiers trifft man an der Giebelseite älterer Holzbauten mitunter zwei übereinander stehende Gänge, deren unterer sich auch an der Langseite des Hauses fortsetzt; häufig sind aber solche Gänge statt an der Schmalseite an einer der beiden Langseiten des Hauses angebracht und bestehen ihre Geländer mitunter aus zierlich profilirten Brettern. Zur Eindeckung der Dächer werden noch häufig Schindeln oder, namentlich im Oberlande, Bretter verwendet; Strohdächer findet man in Mittelsteier vielfach, daselbst sind auch Thüren mit Strohgeflechten nicht selten. In den Winden stark ausgesetzten Gegenden, z. B. im Salzkammergute, zeigen die Wohnhäuser eine eigene Bretterverschalung. In manchen Gegenden, besonders im Nordwesten, findet man auch einen kleinen Vorbau oder eine Vorlaube, genannt das „Brückel“. Als typisch für den älteren steirischen Holzbau können die sogenannten „Knappenhütten“ in Schladming gelten, ziemlich stilreine Wohnhäuser von mäßigem Umfange. Seit einigen Jahrzehnten verschwinden jedoch die spezifisch steirischen Holzbauten immer mehr und mehr, und wenn sie auch nicht immer vollständig gemauerten und ziegelgedeckten Neubauten Platz machen, so erfährt doch die „Rauchstube“ eine durchgreifende Veränderung und wird wenigstens die Küche gemauert, die dann oft auch die hintere Kammer oder das „Oberstübel“ umfaßt.

Der obersteirische Bauer hat Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude getrennt, wenn auch knapp benachbart; gewöhnlich stehen diese Bauten zu einander im rechten Winkel, oft rücken sie auch in eine Flucht vor. So ein Wirthschaftsgebäude hat im Erdgeschoß die Stallungen mit dem Eingange an der Schmalseite, darüber dehnen sich die Scheunräume aus mit einem im Oberstockwerk angebrachten Thor, zu welchem vom Erdboden aus eine Brücke geschlagen ist, so daß der hochgethürmte Erntewagen über dieselbe hinan gleich in die Scheuer fahren kann. Die Tenne liegt gewöhnlich im rückwärtigen Theile der Scheuer, mit einer eigenen Thür oder mit einem großen Oberlicht an der hinteren Schmalseite. Die Stallungen für das Borstenvieh bilden niedere seitliche Anbauten.

Wesentlich anders gestaltet sich die Bauart der Bauerngehöfte im östlichen Theile Mittelsteiers, im sogenannten „Heanzenland“. Da hat das Ganze eine centrale Anlage, ist im Rechteck aufgebaut mit einem großen Hof in der Mitte. An den beiden Schmalseiten sind das Ein- und Ausfahrtsthor. Der vordere Langtract ist das Wohnhaus, gewöhnlich mit einem Eingange für sich; diese Thür hat meist einige Austrittsstufen, oft auch einen zierlichen Aufstiege oder gar eine kühle Vorlaube. Im rückwärtigen Langtracte sind die

Stallungen mit Ausgängen in den Hof, in welchem sich der Düngerhaufen breit macht. Um den Hof zieht sich ein erhöhter, von dem weit vorspringenden Dache gedeckter Treppelweg ohne Geländer, die „Grädln“ oder „Greadn“ genannt. Hinter den Stallungen befindet sich der von einem „Spältenzaun“ eingeschlossene „Sauanger“; in diesem steht gewöhnlich auch die „Leinastampfen“.¹ Wo zu einem solchen Gehöfte auch ein Weingarten gehört, befindet sich gewöhnlich dem Ausfahrtsthore gegenüber ein freistehender Keller mit der Wein- oder Obstpresse im darüberliegenden Stockwerke. Wohl dieselbe centrale Anlage,



Untersteirisches Bauernhaus (Centralsystem).

aber etwas abweichend hinsichtlich der Lage des Wohntractes sind die „einschichtigen“, an „Gstetten“² liegenden Gehöfte in der nordöstlichen Steiermark, indem daselbst die Wohngebäude rückwärts an der aufsteigenden, die Stallungen aber vorne an der abfallenden Seite sich befinden. Eine andere Eigenart an diesen Gehöften ist auch, daß sich die um den Hof ziehende „Greadn“ gegenüber dem Hausthore zu einem Vorsprung erweitert, woselbst Tische und Sitzbänke angebracht sind und in schöner Jahreszeit die Mahlzeiten eingenommen werden.

In den westlichen Theilen des Mittellandes trifft man hier und da eine andere Anordnung; es enthält der hohe steinerne Unterbau die Stallungen und dergleichen, das

¹ Leinöftampfe. — ² Berglehne.

hölzerne Oberstockwerk bildet den Wohntract des Landmanns. In den südlichen Gegenden der östlichen Steiermark, von Radkersburg aufwärts, macht sich an älteren Bauten die in Obersteier übliche Anlage bemerkbar, nur daß die Wirthschaftsgebäude meist parallel mit dem Wohnhause laufen, seltener sich im Winkel an dieses schließen.

Zu einem eigentlichen steirischen Bauernhause gehören auch der „Feldkasten“ und das „Ausnahmshäusl“ oder „Stöckl“. In ersterem, einem einsam stehenden Holzbau auf gemauerter Unterlage mit hohem Giebeldache, bewahrt der Landmann seinen Erntesegen. Das letztere ist meist ein sehr einfaches Häuschen; in Mittelsteier findet man solche mit ausladendem Oberstockwerk und meist um so viel höher, als sie im Geviert allzu schmal bemessen sind. Reichere Grundbesitzer haben auch noch ihre Hufen, bei denen das wohnliche Gefäß für den „Moar“ und das Gefinde mit den Aufspeicherungsräumen bauulich in Eins zusammengezogen ist. Erwähnung verdienen auch die „Söllhäuser“ oder „Sölller“, kleine, oft ganz nette Holzbauten, in welchen besitzlose dürftige Leute, Tagelöhner, Handwerker und dergleichen, bequeme und billige Unterkunft finden. Endlich gehört zu jedem größeren einschichtigen Bauernhose auch die „Bad-“ oder „Brechelstube“, und was ein echter steirischer Bauer ist, der für alles, was er braucht, seine Mittel beim Hause hat und Hausarbeiten entweder selbst ausübt oder durch auf die „Stör“ berufene Handwerker verrichten läßt, so besitzt ein solcher für seine Bedürfnisse auch noch seine eigene Mühle, Zeugschmiede und Zimmerhütte.

Wie der Steirer sich sein Haus den klimatischen und örtlichen Verhältnissen entsprechend gebaut hat, so hat er denselben auch seine Kleidung angepaßt. Gemeiniglich gilt das „Steirergwand“ zugleich auch als das Kleid des Hochgebirgsjägers; die ältere Tracht des Volkes aber war einst auch die der bevorzugteren Gesellschaft, nur daß sie aus deren Kreisen von der Mode verdrängt wurde, während sie sich auf dem Lande, und zwar im Gebirge, bei dem zähen und beharrlichen Sinne der Bevölkerung viel längere Zeit erhalten hat.

Heutzutage besteht die Kleidung des Steirers aus einem dunkelgrünen Hut mit breitem, oft hellgrünem Bande, geschmückt mit einem Gamsbart, Schild- oder Auerhahnstoß oder einem Geierflaum, in schöner Jahreszeit wohl auch mit einem Sträußchen „selbstbrockter“ farbenprächtiger Alpenblümlein geziert; ferner aus einer grauen, grün ausgeschlagenen Jacke, unter welcher der rothe „Brustlatz“ und darüber die grünen Hosen-träger hervorschauen; dann aus der „irchenen“, zuweilen zierlich ausgenähten Kniehose mit dem besonderen Seitentäschchen für das „Eßbesteck“; endlich aus den gewöhnlich grünen oder grauen Wadenstrümpfen und den hohen, mit derben Nägeln beschlagenen „Bundschuhen“. Um den Hals ist ein lose gebundenes, meist grellfarbiges Halstuch geschlungen; hier und da findet man auch noch den früher häufiger als jetzt üblichen Ledergurt um die



Chromolithographie von G. Angerer & Böhler.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Wolkstrachten aus Steiermark.

Lenden mit den figuralen Verzierungen aus Metallnieten, seltener aus dunkler, einfarbiger Seidenstickerei. Gegen die Unbilden nasser Witterung schützt ein aus groben dichten Loden verfertigter, mit einer Halsöffnung versehener Wettermantel. Die in den einzelnen Gegenden üblichen Unterschiedlichkeiten in dieser Tracht sind von keinem wesentlichen Belange und machen sich nur hinsichtlich einzelner Theile des Anzuges bemerkbar. So z. B. zeichnet sich der Ausseer durch einen gefälligeren Kleiderschnitt und seine Zierlichkeit im Aufputze des etwas höheren Hutes aus; im oberen Ennsthale findet man weiße oder blaue Strümpfe; im mittleren Ennsthale haben die Hüte eine etwas breitere Krümpe, dagegen sind sie wieder höher und spitzer im Thale der Salza, im Hochschwabgebiete und im oberen Mürzthale; in diesen Gegenden sind auch die Lodenröcke länger und wohl auch weniger zierlich, dafür aber fester schließend und wärmer.

Anstatt der grauen Lodenjacke wurden früher solche von grüner Farbe getragen; Jäger insbesondere liebten auch gleichfarbige, an den Schößen frackartig ausgeschnittene Joppen. Der alte Steirer aber kleidete sich gerne, wie man es mitunter noch heutzutage sehen kann, in lange grüne oder auch braune, statt der Knöpfe mit „Haftln“ versehene Lodenröcke mit ungetheilten Schößen, hoher Taille und mehr oder weniger merkbar hohem Kragen. Im oberen Ennsthale sah man lange graue, schwarz ausgeschlagene Röcke mit hohen Steifragen, im oberen Murthale graue, grün ausgeschlagene, nicht ganz bis zu den Knien reichende offene Wämmer und gleichfarbige Hosen; in der Judenburger Gegend waren rothe Westen mit Silberknöpfen und blaue Strümpfe nicht selten; bei Murau trugen die Bauern weiße oder graue Strümpfe, oft auch Schnallenschuhe und um die Mitte ein rothes langes Tuch lose zwischen den Hosenträgern durchgeschlungen und zur Seite herabhängend. Im Winter wurden auch Pelzjacken getragen und statt der Kniehosen Pantalons aus grauem Loden und an den Außenseiten von oben bis unten mit Knöpfen versehen. Was endlich die früheren Hutformen anbelangt, so trug man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts theils schwarze hohe Spizhüte, theils grüne oder schwarze breitkrämpige Filzhüte mit niederem runden Gupfe, nicht selten mit Schnüren und Troddeln aufgeputzt; später bediente man sich hoher, steifer rauhaariger Hüte von grüner Farbe. Eine eigenartige Kopfbedeckung war im Sulmthal zu finden, nämlich zuckerhutförmige schwarze Hüte mit breitem Rande und abgerundetem Gupfe.

Unter der Kopfbedeckung wird nicht selten ein grünes Sammtkappchen oder die bekannte gewirkte „Zipfelhaube“ sichtbar. Eigenthümlich war die Art, wie der Obersteirer in früherer Zeit sein Haar trug, nämlich vorne kurz geschritten, um die Ohren aber und gegen den Nacken lang, oft in natürlichen Locken herabhängend.

Vom unteren Mürzthale an und die Mur abwärts tritt die landesthümliche Tracht, die in ihren früheren wesentlichen Eigenheiten einst in der ganzen deutschen Steiermark

vorherrschend war, immer mehr zurück und selbst an der Kleidung des Landmanns zeigt sich jetzt schon der Einfluß der städtischen Mode. In den Städten und Märkten, den deutschen Sprachinseln im slovenischen Unterlande ist die steirische Tracht gänzlich verschwunden, nur ab und zu begegnet man einem Träger des grünen Hutes und der grauen Jacke mit dem grünen Stehfragen.

Eigenartig und traditionell ist die „maximilianische“ Tracht der Knappen am Erzberge, bestehend in einem langen weißen Grubenkittel mit einer Kapuze, dem Gürtel mit dem „Schermfell“ und der „Schachtmütze“, einer grünen mit „Fäustel und Eisen“ geschmückten Filzkappe ohne Schirm. Diese Tracht wird von den Bergleuten bei festlichen Gelegenheiten, beim Barbarafeste, beim Berg- und Kreuzfeste auf dem Erzberge, bei der Auferstehungsprocession in Eisenerz, bei Leichenbegängnissen verunglückter Kameraden zc. getragen. Hierbei unterscheiden sich die Vorderberger Knappen von den „Innerbergern“ durch den rothen Deckel der Schachtmützen. Dieses Bergmannshabits bedienten sich ehemals auch die Vorderberger Radmeister, nur trugen sie einen grünen Hut, dessen breite Krümpe auf der linken Seite aufgebogen und mit einem Geiersflaum geziert war. Bergofficiere, das Aufsichtspersonale und die Musiker erscheinen im üblichen schwarzen Bergmannskleide. Die Hüttenleute, denen sich in früheren Zeiten bei Ausrückungen die „Kohlfachter“ mit ihren massiven Rechen angeschlossen, tragen weiße Linnenröcke, langen Lederschurz und eine grüne mit einer Granate gezielte Mütze.

Was die Kleidung der weiblichen Bevölkerung anbelangt, so tragen die Frauen meist dunkle, faltige, die Mädchen mehr lichte und nicht allzu lange Röcke, unter welchen die oft niedlichen Schuhe und die weißen Strümpfe hervorklugen. Die grelle, oft weiße Schürze bildet bei den letzteren nur einen schmalen Streifen, während sie bei den Verheirateten gewöhnlich dunkel und so breit ist, daß sie rückwärts zusammenlangt. Über die Brust wölbt sich ein ziemlich weit ausgeschnittenes farbiges „Laibl“ oder ein schwarzes, zuweilen mit Goldborten besetztes Mieder. Ältere Frauen pflegen darüber noch ein dunkles, mit „Falberln“ besetztes Corset mit hoch auswattirten Ärmeln anzuziehen; die Mädchen wieder zeigen sich gerne in ihren weißen, bald längeren, bald kürzeren Hemdärmeln und ziehen auch sonst die kleidsame Toppie dem altmodischen „Spenser“ vor. Ein buntes, häufig seidenes, lose um den Hals gelegtes und züchtig über die Brust herabreichendes Busentuch und ein meist schwarzseidenes oder braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden, oft auch nach Salzburger Art in einen Knoten mit zwei breiten Flügeln geschlungen wird, vollenden den Anzug der Steirerin.

Ältere wohlhabende Frauen aus dem Bürgerstande tragen noch ab und zu bei besonderen Anlässen die bekannten „Goldhauben“, legen sich auch sonst noch altes, oft werthvolles Geschmeide an. Beliebt waren die casquetartigen „Florhauben“; Leidtragende



Berg- und Hüttenleute aus Vorderberg und Eisenerz.

bedienten sich auch gleichgestalteter schwerer Hauben aus schwarzen Perlen gestickt. Desgleichen erfreuten sich auch die schwarzjammtenen, oft goldbortirten „Bundhauben“, mehr noch aber die hochgestülpten, sammt- und goldgebräunten „Drathelhauben“ einer großen Verbreitung. Im Salzkammergute findet man noch alte Bauersfrauen mit einer Pelzmütze im Winter, sonst aber mit einem hohen, breitkrämpigen weißen Filzhut auf dem Kopfe. Ziemlich allgemein beliebt, besonders im Oberlande, waren ehemals sehr breiträndige, an den Krämpfen außen mit schwarzem, faltigen, innen mit rothem Seidenstoffe belegte Frauenhüte mit niederem flachen Gupf aus weißem Filz. Im obersteirischen Murthale tragen die Frauenzimmer noch jetzt gerne schwarze Männerhüte aus feinem, langhaarigen Filz, die oft kokett aufgesetzt werden und nicht übel zu Gesichte stehen; in einigen Gegenden, nahe der kärnthnischen Grenze findet man solche Hüte mitunter sogar mit Goldquasten geziert. Gewöhnlich wurden früher die Hüte über eine Lodenhaube getragen, heutzutage häufig über das schwarzseidene Kopftuch, im Salzkammergut aber bedecken die Mädchen gerne ihr bloßes gelocktes oder in Zöpfen geflochtenes Haupthaar mit einem grünen Steirerhut. Berühmt waren die Sulmthaler Frauenhüte, flache, gelbe aus Stroh geflochtene Sonnenhüte mit niedrigem Gupf, daran zwei seidene Schlingen prangten und überdies eine breite Bandschleife unter dem Hute und bis über den halben Leib herabhing; solche Hüte besserer Qualität hießen „Raindlhüte“, während die minderere Gattung „Goggen“ oder „Moidlhüte“ genannt wurden. Es gab auch schwarze, selbst grüne Sonnenhüte, welche zumeist in der Stainzer und Ligister Gegend getragen wurden.

Fassen wir das, was über die Kleidung des deutschen Steirers gesagt wurde, nochmals kurz zusammen, so finden wir, daß diese Tracht dem Manne das Ansehen von Kraft und Fülle, vereint mit einer gewissen Leichtigkeit und Gewandtheit verleiht, in der des weiblichen Geschlechtes gefällige Einfachheit, anmuthende Sittsamkeit sich ausdrückt.

Das Familienleben im steirischen Volke ist, wie in den Alpenländern überhaupt, ein durchwegs patriarchalisches und äußert sich namentlich im gegenseitigen Verhältnisse der Eltern und Kinder zu einander und in dem der Dienstboten zu den Dienstgebern. Eine schöne Sitte ist der „Heimgang“, nämlich daß allen Geschwistern das Vaterhaus, welches ein Bruder oder eine Schwester übernommen hat, im Falle der Rückkehr offen steht. Besondere Ereignisse im Familienleben geben immer Anlaß zur Entfaltung eigenthümlicher, oft uralter Gebräuche.

Kommt in einer Familie ein Kindlein zur Welt, so wird es alsbald nach dem ersten Bade zur Kirche getragen, damit es wo möglich „nüchtern“ noch die heilige Taufe empfangen. Bei der Geburt selbst wie auch nach derselben gibt es eine Menge alter Herkömmlichkeiten zu beobachten, allerlei Vorkehrungen zu treffen, auf daß der neue Weltbürger gedeihe und wachse, wie es in ähnlicher, zum Theile selbst gleicher Weise auch



Kirchgang in Obersteier.

in den benachbarten Alpenländern der Fall ist. Das „Gevatterbitten“ bedingt in der Regel nur das erste Mal die Erfüllung gewisser Formalitäten, indem es zumeist Sitte ist, daß stets dieselben Pächten sämtliche Kinder einer Familie aus der Taufe heben. Der „Göb“ und die „Godl“ tragen die Kosten der Taufe und des dazu gehörigen Mahles, „binden“ dem Täufling das „Krösengeld“ ein, erfreuen die „Kindbetherin“ mit einem schweren Korb „Waisach“, wobei das „Kindbettstrizel“ oder das „Gabbrod“, letzteres aus Weizenmehl und verschiedenen Gewürzen bereitet, niemals fehlt, beschenken ihre Pächtenkinder bei passenden Gelegenheiten, zum Beispiel an Namenstagen mit Geldgeschenken, Wäsche und Kleidungsstücken, und bedenken sie auch sonst mit allerlei Gaben, zum Beispiel zu Weihnachten mit „Klebenbrod“, im Fasching mit Krapsen, zu Ostern mit rothen Eiern und „Osterflecken“ oder „Osterladen“ u. s. w. Hat das Pächtenkind ein gewisses Alter erreicht, erhält es seine „Abfertigung“, bestehend in einem Geldgeschenke und einem vollständigen Anzuge. Doch erleidet dadurch das verwandtschaftliche Verhältniß zu einander keine Änderung, indem die Pächten mit ihren Pächten für die Lebenszeit in enger Berührung bleiben und sich rechtlich um das Wohl und Wehe derselben kümmern. Ähnlich verhält es sich auch zwischen den Firmlingen und ihren „Göden“.

Den Glanzpunkt des Familienlebens und oft auch einen außerordentlichen Festtag für einen ganzen Ort bilden die Hochzeiten. Die hierbei üblichen Gebräuche sind sehr zahlreich, im Einzelnen sehr mannigfaltig, tragen jedoch im großen Ganzen so ziemlich denselben Charakter wie in den übrigen Alpenländern, daher denn auch hier nur einige wesentliche und charakteristische Sitten Beachtung finden sollen. Hat der „Bittelmann“ seine Sache gut gemacht und nicht, wie man in einigen Gegenden Mittelsteiers zu sagen pflegt, sich einen „Scholpaß“¹ geholt, so wird auf die „Beschau“ gegangen und endlich, wenn Alles in Ordnung, zur Hochzeit geladen. Dies besorgt der „Ladner“, häufig vom Bräutigam begleitet, und bringen sie ihr Anliegen stets mit einer bestimmten, oft gereimten Formel vor; in den ärmeren Classen gehen zuweilen der Bräutigam und die Braut zur Hochzeit laden und sammeln hierbei Geschenke für die Aussteuer ein. Die Sitte, daß die Braut zuerst geladen wird, sich aber versteckt und erst gesucht werden muß, kommt insbesondere in der nordöstlichen Steiermark vor. Ebenso findet hier und dort der alte Brauch noch statt, daß man dem Bräutigam, wenn er mit den Gästen die Braut zu holen kommt, das weibliche Dienstpersonale und zuletzt erst die Braut selbst vorführt. Eine andere alte Sitte herrschte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Gegenden des Murbodens; es wurde nämlich der vornehmste Hochzeitsgast in das jungfräuliche Stübchen zu der im tiefen Negligé befindlichen Braut geführt und mit dieser so lange allein belassen, bis sie mit ihrer Hochzeitstoilette fertig war, worauf sie dann, nachdem auf ihr

¹ Bund Stroh.

Pochen die inzwischen verschlossen gewesene Thür geöffnet worden, das Gemach verließ; der durch solches Vertrauen seitens der Brauteltern ausgezeichnete Gast aber wurde nun gebeten, noch zu verbleiben und darin das Frühstück allein und ungestört einzunehmen. Im Ennsthale setzt man der Braut beim gemeinsamen Frühstück gerne eine der Länge nach mit Draht durchzogene Wurst vor, daß sie diese durchschneide; da ihr aber solches schwer fällt, so trachtet sie, sich von dieser Verpflichtung durch ein kleines Trinkgeld loszukaufen.

Das „Fürziehen“ oder Absperrn des Weges, welchen der Hochzeitszug zu passiren hat, das Verbarrikadiren des Hochzeitshauses, wie auch das „Brautstehlen“ während des Zuges zur oder von der Kirche wird noch häufig geübt; letzteres gilt als eine dem Bräutigam erwiesene große Ehre und zugleich als eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand. Der Sitte des an den altgermanischen Minnetrunk erinnernden „Johannessegen“ wird stets und allerorts gehuldigt. Auch der Brauch des Vertheilens kleiner Krapfen durch die „Brautmutter“ an die Zuschauer ist in Mittelsteier hier und da noch üblich, ebenso am Wechsel das „Moasenschnneiden“, wobei die Braut von einem Brodlaibe ein Stück nach dem andern abschneidet und nach rückwärts unter die umstehenden Leute wirft; dadurch soll angedeutet werden, daß es der nunmehrigen jungen Frau in ihrem Hause niemals an Brod fehlen möge. Ziemlich verbreitet ist auch die Sitte des „Krautsalzens“.

An der Hochzeitstafel erhält die Braut ihren Platz gewöhnlich zwischen Brautmutter und Kranzjungfrau; sie darf nicht selbst in die Schüsseln langen, sondern muß sich alle Speisen von der ersteren auf ihren Teller vorlegen lassen. Eine eigenthümliche Sitte herrscht in einigen Gegenden des Murbodens, wo der Bräutigam erst nach dem Ehrentanze an der Seite der Braut Platz nehmen darf, nachdem er zuvor am sogenannten „Druckaustrich“¹ gegessen. In Mittelsteier erscheint häufig, wenn die Hochzeitsgäste sich zur Tafel setzen wollen, eine „falsche Braut“ und sucht den Platz an der Seite des Bräutigams zu behaupten, muß ihn aber schließlich doch räumen.

Auf keiner Hochzeitstafel darf der bekannte „Gugelhupf“ fehlen. In der Schöckelgegend, bei St. Radegund, haben einige Stücke dieses Gebäckes die Form einer Mütze und werden mit brennenden Kerzchen ringsum besteckt; die Kranzjungfrauen setzen sich dieselben auf den Kopf und tanzen dann, zumeist steirisch, so lange herum, bis die Kerzlein niedergebrannt sind, worauf dann die Gugelhupfe wieder abgenommen, vom Wirth zer kleinert und die einzelnen Stücke den Hochzeitsgästen vorgelegt werden. Ein anderer, dem „Gugelhupftanz“ verwandter Brauch ist der Tanz der Speisenaufträgerinnen. Es werden nämlich während des Hochzeitsmahles alle Lichter ausgelöscht und es tanzt nun

¹ Nebentischchen.

unter den Klängen eines „Extramarsches“ die Schar der Aufwärterinnen herein ins Zimmer, jede eine mit brennenden Lichtlein gezierte Speise tragend, die eine ein Gebäck, die andere ein „Spanferkel“, eine dritte ein „Geflügel“ oder sonst einen Braten; selbst in der Weinflasche steckt so ein Lichtlein. Eine nach der andern nähern sie sich dem Brautpaare und setzen diesem unter Aussagung eines Spruches die Speisen vor. Hierauf werden an diesen brennenden Kerzlein die übrigen Lichter angezündet und das Mahl nimmt seinen weiteren Verlauf. In beiden Gebräuchen erblicken wir Überreste des altgermanischen Freya-Cultus, der einst dieser Liebes- und Erdengöttin dargebrachten Feuer- und Fruchtopfer.

Da die bei den Hochzeitstafeln aufgetischten Speisen sehr zahlreich sind, so nimmt sich jeder Gast sein „Vchoadessen“ mit nach Hause, läßt auch sonst sich von einem meist jüngeren Gliede seiner Familie für die eine oder andere Speise ablösen. Wie in andern Ländern gehen auch in Steiermark die Köchin, die Musikanten und der Wirth „weisen“, letzterer, wenn die in seinem Hause abgehaltene Hochzeit eine sogenannte „Zahlhochzeit“ ist. Besonders in der oberen Steiermark ist es Brauch, daß er hierzu einen Vermittler wählt, gewöhnlich den „Bittelmann“ oder „Hochzeitslader“, der ohnehin „'s Kreuzköpfl auf hat und der Sach ein Form geben kann“. Dieser hält nun die „Danksgagung“, darin er in launiger Weise das Anliegen des „Speisemoasters“ vorbringt und endlich den Betrag nennt, den jeder Hochzeitsgast zu entrichten hat. Hierauf wird „abgesammelt“; nur an den beiden Brautleuten eilt der Wirth mit seinem Teller flüchtig vorüber, denn deren Theil ist bereits bei den Andern schon mit eingerechnet worden.

Nach der Danksgagung findet der „Chrentanz“ statt, wenn dieser nicht schon vor der Hochzeitstafel abgehalten worden. In der Admonter Gegend war es früher Brauch, daß der Wirth oder „Hochzeitsvater“ um Mitternacht, nachdem vorher alle Lichter im Tanzlocale ausgelöscht worden, mit der Braut nach einer eigenen, von ihm angegebenen Weise einen „Steirischen“, sogenannten „Auspatzcher“, tanzte; die übrigen „geladenen“ Gäste tanzten denselben paarweise nach. Dabei wechselten die Tänzer ihre Tänzerinnen, indem diese jedesmal auf ein, mittelst Klatschen mit den Händen gegebenes Zeichen vorgingen. Gelangte dann endlich die Braut zum Bräutigam, welcher zu Beginn des Tanzes der letzte war, so wurden die Lichter wieder angezündet, darauf der Braut das „Kranzel“ abgenommen und ihr dafür eine Haube aufgesetzt, und nun tanzte sie als „Bäuerin“ oder „Frau Meisterin“ fort. Länger als dieser hat sich im Ennsthale ein anderer nicht minder eigenthümlicher mitternächtiger „Brauttanz“ erhalten. Hierbei bilden alle männlichen Gäste, sich bei den Händen haltend, einen Kreis, innerhalb dessen die Braut steht. Der „Brautführer“ ruft die angeseheneren Tänzer nach einander in den Kreis, die nun mit der Braut eine Tour machen; dabei bewegt sich der Kreis im langsamen Tempo um das tanzende Paar. Dies geht so fort bis die Mitternachtstunde schlägt, und nun ruft der

Brautführer als letzten Tänzer den Bräutigam in den Kreis. Während dieser mit seinem jungen Weibchen tanzt, verlöschen alle Lichter im Tanzsaale, jedoch dauert die Finsterniß nur so lange, daß der Bräutigam der Braut das Kränzlein ungesehen abnehmen kann, worauf dann die Lichter wieder angezündet werden. Die in Niederösterreich übliche Sitte des „Brautfederns“ kommt auch in der nordöstlichen Steiermark vor; es steigt die Braut auf den Tisch und „fliegt“ von diesem in die Arme des Brautführers, der dann mit ihr den Ehrentanz beginnt; der Brautführer löst ihr auch beim „Kranzlabtanzen“ den Brautkranz aus den Haaren und übergibt ihn dem Bräutigam. In Schölböng geschieht dies auf die Schlußzeilen eines Liedes hin, lautend:

„Kranzerl weg und Häubel her,
Bist kein Jungfrau nimmermehr!“ —

von Seite der „Brautmutter“, die den Kranz für eine kurze Zeit auf den Hut des Bräutigams steckt, dann aber wieder herabnimmt und fortträgt.

Ist die Hochzeit zu Ende, wird den Brautleuten und vornehmsten Hochzeitsgästen „heingebblasen“, in einzelnen Orten den Brautleuten bei dem Aufbruche auch noch das „Wiegenlied“ gespielt. Der Brauch des „Wiegenholzführens“ findet besonders in den nordöstlichen Gegenden Mittelsteiers in eigenartiger Weise statt. Ein Halbwagen oder Schlitten wird mit einem langen Seile versehen, an welchem Querhölzer angebracht sind, an denen sämtliche jüngere Hochzeitsgäste ziehen. Unter Jauchzen, Gesang, Musik und Pistolenschüssen entfernt sich das sonderbare, von verhuminten und maskirten Gästen mit langen Strohpeitschen gelenkte Gespann. Hat man einen passenden Baum gefunden, so wird er rasch gefällt, auf das Gefährte gelegt, und im tollen Jubel geht es dann zum Hochzeitshause zurück, wo die Braut überredet wird, sich das Wiegenholz anzusehen. In Obersteier wird dieser Brauch gewöhnlich einfacher geübt, nämlich ein „grüner“ Baum aus dem Walde geholt, mit Bändern und Sträußchen geziert und vor das Haus des jungen Ehepaares gelegt, so daß dadurch das Hausthor „verrammelt“ wird.

Die Überführung der Heiratsausstattung geschieht in mehr oder weniger festlicher Weise. In der Radkersburger Gegend herrscht noch die Sitte, den Wagen der aus dem Elternhause scheidenden Braut mit „Spinnrad und Wiege“, den beiden sinnigen Attributen der Hausfrauenwürde, zu krönen.

Wie in den Gebirgsländern überhaupt sind auch in Steiermark sehr zahlreich die Meinungen, Vorbedeutungen und Sprichwörter, welche sich auf die Liebe, Hochzeit und die Ehe beziehen. Nicht minder als in diesen äußert sich des Volkes Neigung zum Wunderbaren und Zauberhaften auch in seinen Krankheitsanschauungen und seinem Heilwesen. Dem Volke gilt die Krankheit nicht als eine Störung der Functionen des Körpers, nicht als das pathologische Product regelwidriger Vorgänge im Organismus, sondern als

etwas zum Leben Hinzugekommenes, ja oft als etwas Feindliches, etwas Dämonisches, wie denn überhaupt alles Ungemach dem gemeinen Mann entweder als eine Heimsuchung Gottes oder als ein Ausfluß des Übelwollens tückischer Geister erscheint. In diesem Sinne hat sich denn auch das Volk seine eigenen Heilmethoden und Heilmittel zurechtgelegt. Es sind theils natürliche Gegenstände aus dem Haushalte der Natur, theils mystischer oder sympathetischer Art, fußend auf geheimnißvollen Worten und Handlungen. Hierbei greift das Volk nicht selten zu Mitteln, welche, statt die Sanirung zu vermitteln, das Übel vergrößern und endlich unheilbar gestalten. „Übles Übel muß man mit Üblem vertreiben“, lautet ein allgemeiner Grundsatz, und deshalb sucht man die personificirte Krankheit, je nachdem sie einen Menschen „befallen, gepackt, niedergeworfen oder dahingestreckt, sich hinzugeschlagen oder zurückgeschlagen“ hat oder „herausgetreten“ ist, durch Zufügung der unangenehmsten Eindrücke zum Weichen zu bringen. Wo natürliche Mittel nicht ausreichen, werden geheime, mystische oder sympathetische als letztes Rettungsbrett beim Schiffbruche der Gesundheit angewendet, doch setzt ihr Gebrauch immer den wahren Glauben an die Wirksamkeit der Procedur voraus.

Gleich der Krankheit personificirt das Volk auch den Tod. Dieser „sitzt dem Menschen auf der Zunge“ oder „schaut ihm bei den Augen heraus“ und dergleichen. Er ist für den gemeinen Mann ein tückischer Dämon, der stets erscheint, wenn er gerufen wird. Deshalb hütet man sich auch, ihn nur zu nennen, was ja nach dem Volksglauben dem Rufem gleichkommt, und es deutet der Obersteirer beispielsweise das Hinscheiden eines Dienstboten und die Todesursache zugleich durch die Umschreibung „die Unschlachten hobn 's Menjch gstochn“¹ aus.

Als die erste Bekamtgabe von einem eingetretenen Todesfall gilt das Verbrennen des Bettstrohes, auf dem der Verstorbene gelegen. Ist während des Verschidens eine Uhr stehen geblieben, wird sie sogleich wieder aufgezogen, damit die Seele des Verstorbenen sich leichter aufwärts schwinde. Um die Streckung eines Leichnams zu erleichtern, wird in einigen Gegenden des obersteirischen Murthales über denselben der ganzen Länge nach ein dünner Faden gespannt; dies verhindert auch das Stehlen des Leichnams. Die Aufbahrung geschieht in der gewöhnlichen Weise. Das „Leichhüten“ und „Urlaubnehmen“ ist noch vielfach in Übung. Bei dem Leichenbegängnisse schreitet häufig dem Sarge bald voran, bald hinten nach ein Weib mit einer Laterne in der Hand, gewöhnlich dasjenige, welches den Verstorbenen gewaschen und ihm das „Sterbhemd“ angezogen hat. In Eisenerz war es Sitte, daß bei dem Leichenzuge ein Stück Leinwand seiner ganzen Länge nach über den Sarg gespannt und ein Theil voraus, der andere aber nachgetragen wurde; dasjenige fiel dann der Kirche zu.

¹ Die Magd ist an den Pocken gestorben.

Das „Bstattungseffen“ findet noch in vielen Gegenden statt. Am Murboden, in der Umgegend von Knittelfeld, herrscht die Sitte, daß vor der Thür des Zimmers, worin das „Bstattungsmahl“ abgehalten wird, ein Waschbecken und ein Handtuch bereit gehalten werden, damit jeder „Geladene“ von dem Grolle, den er möglicherweise gegen den Verstorbenen hegte, sich reinige, ihn gleichsam „abwasche“, bevor er sich zum Leichenschmaus setzt.

Seinen Schmerz über einen verlorenen Theuren äußert der steirische Landmann nicht leicht in lauter, wüthklagender Weise, begräbt ihn vielmehr in sich selbst, bewahrt aber dafür den Heimgegangenen desto länger und aufrichtiger im guten Angedenken. Klein ist auch die Zahl der schlichten Grabkreuze, die so einen Dorffriedhof zieren. Denn nicht immer wird Einem da ein Denkmal gesetzt, wo er begraben liegt; dagegen liebt man es, an jenen Stätten, wo ein Mitmensch mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft von gewaltsamem Tode plötzlich ereilt worden, ein einfaches Gedächtnißmal, eine sogenannte „Martertafel“ zu setzen, die oft mit rührender Naivetät durch Wort und Bild von dem geschehenen Unglück Kunde gibt und den Todten dem frommen Gebete der Vorübergehenden empfiehlt.

Der Meinungen und Sagen, welche sich an den Tod knüpfen, leben im Volke gar viele. Unheimlich klingen die Sagen vom „Tod“ und von der „Tödin“ oder dem „Pestmandl“ und dem „Pestweibl“, welche oft, ersterer stets mit der Sense, letzteres mit dem Rechen und demkehrbesen gesehen worden sind, wenn die Pest im Lande wüthete. Zuweilen zeigte auch ein glühendes Rad diesen Würgengel an. In Nadersburg rollte eine schwarze Kugel, die „Klag“, als Vorbote schwerer Ereignisse des Nachts winselnd durch die lange Gasse. Vieles erzählt der Volksglauben auch von dem „Anmelden“ der Todten, vom „Herumgeistern“ solcher, die in einer schweren Sünde verstorben, von der gespenstischen „Mitternachtsmesse“ und von der „Schwur-“ oder „Zwingmesse“.

Das Leben des Steirers ist ein mühevolleres, ein Leben voller Arbeit, und doch ist es kein freudenleeres, denn es ist durchflochten von einem Kranze alter sinniger Gebräuche. Wird an einem Hause oder an Wirthschaftsgebäuden eine größere Reparatur vorgenommen oder gar ein Neubau aufgeführt, so finden sich dazu die Nachbarn ein und legen emsig Hand an, so daß also die Arbeit nur zum geringen Theile von eigentlichen bezahlten Professionisten und Fachleuten besorgt wird. Wer verhindert ist, selbst mitzuthun, schickt gleichsam zum Glückwunsche Schmalz und Butter, zuweilen auch noch andere Victualien, auf daß die Arbeiter leichter verköstigt würden. Der Überbringerin dieser Gaben kommen die Bauleute freudig lärmend entgegen; nach einigen Tagen folgt das Gegengeschenk, welches meist in einem Korb „Krapfen“ besteht. Ist dann der Bau glücklich beendet, so wird unter allerlei Formalitäten das behänderte „Firsfbäumchen“ aufgesetzt und hierauf zu Ehren der wackeren

freundnachbarlichen Gehilfen das „Firtsmahl“ abgehalten, das seinen Abschluß gewöhnlich in einem lustigen Tänzchen findet.

Frisch und munter bei der Arbeit, aber auch lustig und fröhlich nach derselben, das ist des Steirers Eigenart. In Eisenerz wurde noch vor nicht viel mehr als zehn Jahren, wenn das Heu und Grummet glücklich eingebracht worden, der „Heugerzug“ abgehalten, ein Festzug, bei welchem die vier Jahreszeiten allegorisch dargestellt und allerlei Producte, Geräthschaften und Attribute der Landwirthschaft theils herumgetragen, theils herumgeführt wurden; mit Blumen, Ährenbündeln, Fichtenreisig und dergleichen geschmückte Gestalten saßen auf den Wagen, alterthümlich costümirte Reiter auf Rossen, und dazu spielte die Musik ländliche Weisen, die selbst auf der Straße einzelne Personen zu einem Tänzchen animirten. Ähnlich ging es auch bei den Erntefesten zu, bei welchen nach altem Brauch drei Korngarben verbrannt wurden. Diese Erntefeste wurden nun wohl schon seltener, aber der Ernteschmaus ist geblieben. Im westlichen Theile der mittleren Steiermark findet derselbe am ersten Sonntag nach dem Martinstage statt und wird „Martiniloben“ genannt. In der Radkersburger Gegend wurde das zur Schlußfeier nach den schweren Feldarbeiten stattfindende „Mirtenmahl“ alljährlich abwechselnd von den einzelnen Bauern eines Ortes gegeben, die da einen „Halben“ Wein beistellten, während die übrigen sich mit Zugaben von Braten und dergleichen betheiligten. Einst weit und breit berühmt war das „Weinlesefest“, hat aber im Laufe der Zeit schon viel von seinen besonderen Eigenheiten verloren und gleicht im übrigen so ziemlich dem im Unterlande.

Zum Abschlusse des Getreidedrusches erhalten die Drescher noch häufig den „Drescher-“ oder „Stadlhahn“, eine reichliche Mahlzeit mit noch reichlicherem Trunke. Derselben geht in Mittelsteier das „Krapfenholztragen“ voraus. Es wird nämlich ein altes Brett oder dergleichen mit den Dreschfliegeln in kleine Späne geschlagen, die dann mit Stroh in ein „Bündel“ gebunden und von dem findigsten der Drescher der Bäuerin überbracht werden, wobei derselbe einen Spruch aufzusagen hat, z. B. lautend:

„Frau Bäurin, 's Krapfenholz liegt afn Herd,
Die Drescher san an Stadlhahn werth!
A Reiter voll Krapfen,
A Weinjumpa! groß Schöberl,
A Pflugradl großer Rahmstrudl,

A Mühlstoan großer Guglhupf,
A Streuforb voll Branntweinnudel,
Dazua a halbi Sau und a Gimer Wein,
Das soll für die Drescher der Stadlhahn sein!“

Auf diesen „Krapfenholzträger“ lauern nun alle Weibspersonen im Hause, um ihn von einem Versteck aus mit Wasser zu begießen, was, wenn es gelingt, für die Drescher den Verlust des Anspruches auf die Krapfen zur Folge hat; anderseits wendet aber auch der Krapfenholzträger alle List an, um ungehindert in die Küche zu gelangen, und wohl

¹ Wienenforb.

in den meisten Fällen ziehen die Weiber den kürzeren. Im Oberlande ist statt dessen die „Krapfengarb“ üblich. Da schleicht sich der „Weidbub“ in die Küche, zieht ein Büschelchen Garben hervor und schlägt damit auf alle Töpfe und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen. So viele deren auf dem Herde und in den Geschirren gefunden werden, so viele Krapfen müssen dann beim „Stadlhahn“ auf den Tisch kommen; damit es aber ihrer nicht gar zu viele werden, suchen Bäuerin und Küchenmagd dem Buben so rasch als möglich das Garbenbüschel zu entreißen.

Die „Brechelhütten“ werden von den Männern und selbst von den Burschen des Tags über gerne umgangen, denn die Zungen der Frauenpersonen nehmen da bei der Arbeit ihren freien Schwung. Dafür aber geht es Abends, wenn das „Brechelmahl“ auf den Tisch kommt, desto lustiger her, wird wacker getanzt, werden Spiele aufgeführt und selbst Kurzpredigten gehalten. In Mittelsteier tißt man hier und da unter anderen Speisen auch eine „Brechelhenne“ auf. Im Oberlande erscheint nach der Mahlzeit eine verdeckte Schüssel auf dem Tisch, gefüllt mit Äpfeln, Nüssen, Blumen und Brennesseln; wer die meisten Äpfel und Nüsse erhascht, ist der „Brechel-“ oder „Nußkönig“ und hat das Vorrecht des Ehrentanzes mit der „Brechelbraut“, gewöhnlich eine Tochter des Hauses. Die „Brechlerinnen“ erhalten auch vom „Brechelbauern“ ein Büschel feinen Flachß, das sogenannte „Reiftengeschenk“.

Die „Spinnabende“ bieten dem jungen Volke vielfache Gelegenheit zu geselligen und traulichen Zusammenkünften, desgleichen im Mittellande das „Federschleißn“ und „Wahschältn“¹. Hierbei überwachen wohl die Bauerleute das Treiben des lustigen Böckleins, zumal wenn sie selbst erwachsene Töchter haben, aber sie nehmen nur geringen oder gar keinen Antheil an den Belustigungen der jungen Leute. Dafür aber liebt es der Landmann an Sonn- und Feiertagen in den „Heimgarten“ zu gehen, das heißt er besucht einen Nachbarn, bei dem er noch andere seinesgleichen findet und mit denen er einige Stunden plaudernd verbringt; selbstverständlich gehen auch die Hausfrauen gern „hoamgaschtn“, wie es der Ennsthaler nennt.

Große Sorgfalt wird in den Gebirgsgegenden der Alpenwirthschaft zugewendet und gilt alles, was hierüber bezüglich der oberösterreichischen Alpen gesagt wurde, auch für die Steiermark. Im oberen Ennsthale gehört die „Fötlmilch“, welche am Tage der Auf- und Abfahrt gemolken wird, den Armen — das bringt der „Schwoagrün“ Glück. Einen reizenden Anblick gewährt im Salzkammergut, dessen Alpenhütten sich durch besondere Sauberkeit auszeichnen, die Fahrt der schmucken „Almerinnen“ über den Grundlsee, wenn sie im Herbst an Samstagen von den „Niederalmern“ herabkommen, um ihre Erzeugnisse, Butter und „Schotten“, dem Dienstherrn zu überbringen und Tags darauf

¹ Enthüllen der Maiskolben.

dem Gottesdienst im Markte beizuwohnen; die Rückfahrt erfolgt am Sonntag Nachmittags sowie die Hinausfahrt in von jungen kräftigen Burschen gelenkten Fahrzeugen, den „Blätten“. Die Abfahrt von der Alpe geschieht, wenn sich kein Unglück ereignet hatte, stets festlich. Viele „Schwoagerinnen“ oder „Brentlerinnen“ pflegen hierbei unterwegs die ihnen begegnenden Bekannten mit „Säuerlingen“ oder „Kumpelnudeln“ zu betheilen. Häufig ist auch ein Spaßvogel dabei, der das Borstenvieh begleitet und deshalb der „Sautreiber“ genannt wird; sein Gesicht ist geschwärzt, seine Kleidung mitunter mit „Graß“ (Reißig) und dergleichen besteckt, und mit dem Dfenruß, den er in einem Säckchen an der Seite bei sich trägt, macht er jeden, der ihm unterkommt, schwarz. Ein eigenthümlicher Brauch ist auch der, daß, wenn während des Sommers Jemand aus der Familie des Alpenbesizers gestorben ist, die „Glockenkuh“ beim Heimtritte zum Zeichen der Trauer einen schwarzen Flor auf der Stirne trägt.

Ist das Vieh von der Alpe herab und in den Stallungen einquartirt, so obliegt dem Gebirgsbauer die Sorge für das viele, den langen Winter hindurch erforderliche „Streu“; da heißt es nun „graßschnatten“, eine schwierige Arbeit und nicht minder gefährlich als das „Gleßschneiden“ der Schwoagerinnen. Mit dem „Steigeisen“ an den Füßen klettern die flinken Bursche leicht und behende wie die Eichhörnchen die schlanken Fichtenstämme hoch hinan und hacken die tauglichen Äste herunter, die dann auf Karren geladen und heimgeführt werden, wo sie bis zu ihrer Verwendung in Haufen aufgeschichtet bleiben. Den Schluß dieses mühevollen Tagwerkes bildet dann das „Graßschnattermahl“.

Die Ausübung älterer Rechtsgebräuche ist, insoferne sie mit den Institutionen der Gegenwart noch im Einklange stehen, stets eine festliche, so z. B. die Grenzerneuerung oder „Rainung“ der Gemeindebesitzungen, welche in unterschiedlichen Fristen, gewöhnlich alle zehn Jahre stattfindet. Die angesehensten Männer der Gemeinde gehen mit ihren Söhnen längs der Grenzen der Gemeindegrenze und fordern die Söhne auf, die Grenzsteine zu suchen. Jeder Bursche, welcher einen solchen gefunden, erhält nun vom Ältesten der Gemeinde oder vom Gemeindevorsteher eine Ohrfeige und ein Geldstück; zugleich wird der so Bedachte und mit ihm auch jeder der übrigen auf das „Roanstaunsuchen“ Ausgezogenen ernstlich ermahnt, an dem Marksteine ja nicht zu rütteln, das heißt ihn nicht zu versetzen, und diese altererbte Sitte der Väter stets in Ehren und auch in Zukunft aufrecht zu erhalten. Solche Berainungen sind stets ein wichtiger und feierlicher Gedentag für die männlichen Bewohner des Ortes. Besonders festlich wurden die Burgfriedsberainungen in Radkersburg und die Waldberainungen der Leobener Bürgererschaft begangen. Der gleiche Vorgang wie bei den öffentlichen Grenzbegehungen wiederholt sich auch im engeren Kreise der einzelnen ländlichen Besizer. Wenn ein Bauer seinem Sohn Haus und Hof übergibt, so führt er ihn zuvor um seine ganze Besizung herum, nennt bei jedem

Marksteine den Namen des angrenzenden Besitzers und versetzt ihm hierauf eine derbe Maulschelle, auf daß er sich die Grenze ja gut merke und sie künftig nicht verrücke, um etwa auf solch unrechtmäßige Weise sein Besitzthum zu vergrößern und sich zu bereichern. Auch unterläßt es dabei der Bauer nicht, seinem Sohne den alten, in der strengen Rechtsanschauung des Volkes begründeten, tief eingewurzelten Glauben einzuprägen, daß, wer einen Grenzstein verrückt, nach seinem Tode so lange keine Ruhe im Grabe finden kann und als ruheloser Geist in Gestalt eines kopflosen oder feurigen Mannes, als ein sogenanntes „Fuchtelmännchen“ nächtlicher Weile herumgespenstern muß, bis der Stein wieder auf seinen rechtmäßigen Platz gesetzt wird.

In allen diesen Äußerungen des Volksglaubens liegt ein tiefer ethischer Sinn, spiegelt sich die Gemüths- und Gedankenwelt des Volkes. Mehr noch aber gilt dies von den an die kirchlichen Feste sich knüpfenden sinnigen Gebräuchen und Sitten, altstammenden Meinungen und Sagen; da zeigt sich uns das Volksleben so recht in seiner schlichten geistigen Blüte, in seinem Reichthum an auffallenden Erscheinungen und interessanten Zügen.

Da ist vor Allem das Weihnachtsfest, die hehre Feier der Geburt Christi. Eingeleitet wird der Weihnachtszyklus durch den Advent, zu welcher Zeit es im Oberlande vielfach gebräuchlich ist, Bildwerke der heiligen Maria und des heiligen Josef von Haus zu Haus zu tragen, dabei zu beten und während der Nacht ein brennendes Lämpchen davor zu stellen.

Die Thomas-, Christ-, Sylvester- und Dreikönigsnacht sind „Vöflnächte“, letztere drei auch „Rauchnächte“ genannt. Von den zahlreichen Vöflarten sei hier nur das am Murboden geübte „Hackbruckenschau'n“ erwähnt. Die „Hackbrucken“ ist ein der Länge nach durchsägter Holzhackstock, mit der runden Seite nach abwärts und auf vier Füßen ruhend, und dient als Unterlage beim Hacken von Fleisch und dergleichen; auf der oberen ebenen Fläche nun kann man in der Christnacht zwischen dem ersten und letzten Schlage der zwölften Stunde die Zukunft im flüchtigen Bilde schauen. Überhaupt übt die Christnacht ihren geheimnißvollen Zauber auf jedermann aus; man kann da die Thiere reden hören, in der „Metten“ die Hexen erkennen, Schätze heben, den Teufel beschwören u. s. w. Zahlreich sind die Sagen, die darüber im Munde des Volkes leben, so die vom „goldenen Kalbe“ auf dem Lauskogel bei Eisenerz, vom „Kind im Gansstein“ u. s. w. Im Raabthale kennt man eine besondere Art des Teufelsbeschwörens, genannt das „Fornichjamborfen“.

Am Stefanitage findet die kirchliche Weihe des Wassers und Salzes statt; beides gilt als anerkanntes Präservativmittel gegen Hexerei und teuflische Künste. Besondere wunderkräftige Wirkung besitzt auch der am darauffolgenden Tage geweihte „Johanniswein“. Im oberen Ennsthale ist an diesem Tage das „Schwartlingischneiden“ üblich. Da

werden Bekannte eingeladen, sich vom „Klozen“¹ ein Scherzel, sogenannten „Schwartling“ abzuschneiden. Die Mädchen insbesondere sind damit sehr freigebig und jeder Bursche, dem sie wohlwollen, kann sich bei ihnen so einen Schwartling holen. In der Gegend um Iröding tragen die Bursche diese Trophäen als „Schnasen“² offen zur Schau, nämlich an Schnüren befestigt und über die Achsel geworfen, — so ziehen sie im langen Zuge durch den Ort und wer die meisten „Klozenschwartling“ hat, gilt als der Don Juan im Dorfe. An dem alten Brauche des „Auffindelns“ am Unschuldigen Kinder-Tag hält die steirische Jugend ziemlich fest und läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, auf die bekannte harmlose Weise des „frisch und g'sund!“ allerlei Geschenke zu erjagen.

In hohem Ansehen steht die Sylvesternacht, denn sie birgt der Geheimnisse besonders viele. Alle früheren Löblversuche werden in der Stunde der Jahreswende wiederholt, um die Zukunft zu entschleiern. Ein seltsames Orakel von besonderer Bedeutung für die Bewohner von Hartberg und Umgebung birgt der sagenreiche Ringberg. Da konnte man alle sieben Jahre in der Sylvesternacht auf der südwestlichen Seite der Mauer, welche rings um den Berg sich zieht, in der gegen das fruchtbare Feistritz- und Safenthal gerichteten Seite eine Öffnung bemerken, aus welcher Schlag zwölf Uhr ein Schwein hervorkam, bald dürr und mager, mit Stoppelhalmen im Maul, bald wieder „foast“³ und mit goldenen Ähren im Rachen. Im ersteren Falle ließ das geipenstische Thier stets ein jämmerliches Grunzen hören und kehrte gleich wieder in das Innere des Berges zurück; man hatte dann sieben schlechte Jahre zu erwarten. Im letzteren Falle aber konnte man einer segensreichen Zeit entgegenblicken; das Schwein lief dann gewöhnlich längs der Mauer um den Berg herum, und nur wenn einem einzelnen Orte irgend ein Ungemach drohte, ließ es die Richtung, in welcher derselbe liegt, unpässirt und kehrte wieder in die Höhle zurück.

Auf die erste Begegnung am Neujahrstage legt das Volk großes Gewicht. Vielfach noch üblich ist auch das „Neujahrwünschen“ und „Neujahrsgingen“. Der letzte Tag im Cyclus der Weihnachtstage ist der heilige Dreikönigstag. Da werden am Vorabend die Initialen der drei Weisen aus dem Morgenlande und die Jahreszahl an den Thüren und an den Betten der „Drudensfuß“ mit geweihter Kreide erneuert. In der Gegend Hinterberg im Salzkammergut gehen an diesem Abend die Armen „glöckeln“ und holen sich in größeren Bauernhöfen Geschenke, namentlich Krapfen. Die Dreikönigsnacht heißt im Oberlande auch die „Perchtlnacht“. Es kehrt da die gefürchtete „Perchtl“ oder „Perchtlgoba“ mit den Seelen der ungetauft verstorbenen Kindern in den Häusern ein und nippt von der für sie in Bereitschaft gehaltenen „Perchtlmilch“; doch darf man sie dabei nicht vorwitziger Weise belauschen, da man sonst von ihr mit Blindheit geschlagen wird. Wenn

¹ Klezenbrod. ² Eine Reihe gleichartiger Dinge. ³ fett.

man der „Perchtl“ unterwegs auf ihrem Zuge begegnet, muß man das „letzte“ Kind ansprechen und ihm einen Namen geben; dann wird dessen Seele erlöst und die Perchtl dankt für die Gutthat. In der Dreikönigsnacht muß auch jeder Flachs vom Rocken rein abgesponnen sein, sonst nißt die „Perchtl“ hinein. In der nordöstlichen Steiermark geht zu Neujahr und am Dreikönigsabend die „Buddelmutter“ oder „Buddlmuada“ um, eine gar wilde Gestalt, und beschenkt die braven Kinder mit Obst und dergleichen. Die Dreikönigsnacht heißt auch in diesen Gegenden die „Reihmahlnacht“; um Pöllau und Voralpe herum heißt der 6. Jänner der „Sieben-“ oder „Neunrichteltag“, weil da gewöhnlich sieben oder neun Speisen aufgetischt werden.

In der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig werden zuweilen noch religiöse Spiele aufgeführt, auch ziehen die „Sternsinger“ herum. In der nordöstlichen Steiermark gibt es gar „Heilige Dreikönigsfängerinnen“; drei Mädchen, eines weiß, das zweite roth und das dritte schwarz gekleidet, geben sich als die heiligen Dreikönige aus dem „Morgen-“, „Mittel-“ und „Abendlande“ aus, singen ein „Dreikönigslied“ und nehmen dann die ihnen gereichten Geschenke dankend entgegen. Im Wölzerthale herrscht der Glaube, daß, wenn zwei Züge solcher „Sternsinger“ im Freien bei gewissen Wegkreuzen und an verrufenen Stellen sich begegnen, alsogleich ein dritter, aus höllischen Genossen bestehender Zug herbeikäme und sodann gerauft würde, daß das Blut nur in Strömen rinne.

Zu Maria Lichtmeß geweihte Kerzen zündet man bei Gewittern an, auf daß der „Donnerkeil“ nicht ins Haus fahre. Am darauffolgenden Blasiusstage pflegt häufig der einsame Gebirgsbauer auch den Wind mit Mehl und Getreidekörnern zu füttern; in Mittelsteier hingegen ist man an diesem Tage Krapfen, auf daß der Wind nicht die Dächer herabreißt. Der 22. Februar, Petri Stuhlfeier, gilt als ein Lostag. In der Frohnleitener Gegend glaubt man, daß, wenn an diesem Tage der Nebel hoch an den Bergen steht, im selben Jahre viele Vornehme sterben; steht er nieder, gehen mehr mindere Leute mit dem Tode ab; ist es aber an diesem Tage überhaupt wolfig, so sterben aus allen Ständen gleichviel Leute.

In einigen nördlichen Gegenden Mittelsteiers gibt es außer den Gemeindevorstehern auch „Viertelrichter“, deren Amtsthätigkeit jedoch eine beschränkte ist. Die Wahl derselben geschieht stets am Dienstag vor dem Faschingsonntag und wird das „Richtersehen“ genannt. In der Ortschaft Baumgarten findet dieser alte Rechtsbrauch in folgender Weise statt: im Hause des „alten“ Richters, dessen Amtsthätigkeit eben abgelaufen, versammeln sich die Väter der Gemeinde, wo ihnen Rechnung gelegt wird. Während des darauffolgenden Mahles bleibt der alte Richter vor der Thür und tritt erst, nachdem die dritte Speise, „Selchfleisch mit Sauerkraut“, aufgetragen worden ist, wieder in das Zimmer. In einer Hand trägt er einen Teller, auf welchem sein schönstes, mit Blumen geschmücktes

Glas steht, darinnen ein Rosmarinzweig in frischem Wasser, in der anderen Hand hält er den Besitzbogen der „Gmoangründ“, Pachtverträge und Steuerbücher. Gravitätisch und würdevoll stellt er sich vor den Tisch und hält dem „neuen“ Richter, der auf dem Ehrenplatz in der Ecke unter dem Hausaltar sitzt, eine Anrede, ermahnt ihn zur Gerechtigkeit und Redlichkeit und übergibt ihm sodann den Teller sammt Glas und Inhalt und die Rechtsurkunden. Während dieses Actes stehen alle auf, an der Hausthür aber erdröhnen drei mächtige Stöße; zwölf Buben stoßen an die Thür mit einem drei Meter langen, an beiden Seiten mit je sechs „Sprossen“ oder Handhaben versehenen Stocke aus Tannenholz, dem Symbol der richterlichen Würde und Zeichen der Güterabtretung, wiederholen hierauf solches an den Thüren der übrigen Besitzer im Dorfe und zuletzt beim Hause des neuen Richters, wo dann der Stock in den Hof hineingeworfen und daselbst für ein Jahr aufbewahrt wird. Die Mahlzeit aber nimmt inzwischen ihren ungestörten Fortgang.

Der Fasching ist für den frohsinnigen, lebenslustigen Steirer die Zeit der Freude, eine Quelle heiterster Vergnügungen und Belustigungen. Der Faschingsonntag heißt in der östlichen Steiermark der „Burschensonntag“ und der darauffolgende Tag der „foasti Montag“; im oberen Murthale wird er auch der „daniische“ Montag, gemeinlich aber der „Froschmontag“ genannt, weil, wenn an diesem Tage gesponnen wird, die Frösche den nächstfolgenden Flachsanzbau abbeißen. Überhaupt soll an den letzten drei Faschingtagen so wenig als möglich gearbeitet werden, da sonst „das Rind daniisch“ wird; dafür aber wird recht fleißig getanzt, denn:

„Wann die Bauern gern tanzen, so geits guati Jahr,
Wird da Hoba schön zottat und 's Korn schön schwar.“

Schabernack, Mummenschanz und Maskenzüge sind in dieser Zeit sehr beliebt. Als stereotype Gestalten erscheinen z. B. in Aufsee der „Fasching“ und das „Faschingweibl“ in ihren mit Gold- und Silberfitter bedeckten Costümen; in den Seitenthälern der oberen Mur ist das „Faschingrennen“ üblich, wobei weißgekleidete Masken verschiedene Schwenkungen und Schneckenwindungen, Poffen und Scherzspiele aufführen, wie z. B. das Beschlagen eines Schimmels und dergleichen mehr. In der mittleren Steiermark kennt man die „Faschingpopperl“; da werden männliche und weibliche Strohfiguren auf einem an die Pflugdeichsel befestigten zweirädrigen Karren von maskirten Burschen durch das Dorf geführt, mitunter auch getragen. In St. Lorenzen am Wechsel, Rohrbach, Mönnickirchen ist dann und wann noch das „Gaborbetheltreiben“, auch „Bethlastechen“ genannt, üblich. Es wird auf einem freien Platze eine Stange aufgerichtet und an dieser ein Popanz, der „Gabor Bethel“, angebunden, an dem nun die erwachsene Jugend im Gänsemarsch vorbeiläuft und versucht, die Puppe mit Spießen von der Stange loszubringen; dieselbe

wird dann im Falle des Gelingens unter lärmenden Zurufen der Zuschauermenge in das Wasser geworfen. In Übung ist auch an vielen Orten das „Begraben des Faschings“ und der „Baßgeige“ am Faschingdienstage. Im Safen- und Lafnitzthale marschiren zur Mitternachtszeit der Wirth und die Gäste, jeder ein Gläschen und eine Spielkarte tragend, in den Keller, wo die Gläser gefüllt und geleert, die Karten mittelst Taschenmesser an das Faß geheftet werden und dann das Licht ausgelöscht und der Keller verlassen wird; das Faß bleibt derartig „verpetschirt“ bis zum Charfsamstag, wo es dann nach der Auferstehungsfeier wieder weiter verzapft wird.



Das Richterlegen.

Ein eigenartiger, spezifisch steirischer Brauch im Fasching ist das „Blockziehen“, welches besonders in den Gegenden des ehemaligen Grazer Kreises stattfindet. Wenn in einem Jahre kein Mädchen aus einem Orte sich verhehlicht hat, so wird ein geeigneter gerader Baum gefällt und auf einen Schlitten oder Halbwagen gelegt, dessen Deichsel durch mit Querhölzern verfehene Ketten und Stricke bedeutend verlängert wurde; dieser „Block“ wird dann an einem der beiden letzten Faschingtage von den Mädchen durchs Dorf gezogen, wobei auch die jungen Burschen fleißig Hand anlegen. „Wer blockzieht, heiratet bald“, heißt es im Volksmunde, daher sich denn auch nur wenige sträuben, daran theilzunehmen. Ein Trupp Musikanten geht dem Zuge voran und zahlreiche Masken umschwärmen das seltsame Gefährte; oft wird so ein Block mit kleinen Bäumchen festlich aufgeputzt, ja selbst ein Faßchen Wein an demselben angebracht. Um Graz herum eröffnete

ehemals den Zug ein Postillon, es wurden allerlei Ackergeräthe mitgeführt und ein in Stroh gehüllter Bursche mit Hörnern und Schellen am Kopfe durchfurchte mit einem Pfluge die Straßen, während einzelne Masken, darunter auch ein Hanswurst, scherzhafte Reimsprüche declamirten und auch sonst verschiedenen Schabernack trieben. Der Zug bewegt sich stets zu einem Wirthshause, wo der Bloß öffentlich versteigert und der Erlös sodann gemeinsam verjubelt wird.

Reich an Gebräuchen ist die Osterzeit. Was über den Palmsonntag, über das „Palmtragen“ und über die Heil- und Wunderkräfte der geweihten „Palmkästchen“ sich das Volk in den angrenzenden Alpenländern erzählt, gilt im großen Ganzen auch für Steiermark; eine ziemlich allgemein bekannte Erscheinung sind auch die „Ratschenbuben“. Am „Antlastpfingsttag“ erhält die ganze Natur ihre Weihe. Alte Leute pflegen an diesem Tage das „Baumbeten“ und den „Grünwasengang“, das heißt, sie verrichten unter einem Baume kniend ihre Andacht und gehen Abends während der „Todesangstzeit“ barfüßig vor das Haus auf einen grünen Rasenboden und beten daselbst. Der Charfreitag ist gleichfalls von hoher Bedeutung, er gilt als ein Loßtag, und zwar heißt es: „Wenn's am Charfreitag regnet, so folgt ein dürres Jahr; wenn aber Reif auf den Feldern liegt, so ist's ein gesegnetes Jahr.“ Am Charsonntag nimmt man sich einen „Brand“ von dem vom Todtengräber aus vermorschten Sargbrettern und Holzkreuzen angemachten und vom Priester geweihten Feuer mit nach Hause; verlöscht derselbe unterwegs, so stirbt Jemand aus dem Hause innerhalb des Jahres. Ein Theil der Kohlen von diesem „Weihfeuer“ wird zum Herdfeuer geschüttet, der andere aber nach dem Verlöschen als ein wunderthätiges Präservativmittel aufbewahrt.

Die Auferstehung wird möglichst feierlich begangen; in Eisenerz findet sie in später Abendstunde statt und zeichnet sich durch ihren bergmännischen Charakter aus. Das Osterschließen und die „Osterfeuer“, die einst Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, der Morgenröthe und des Frühlings geweihten Opferflammen, sind noch an vielen Orten üblich; in den Gegenden am Wechsel werden sie stets am Rande der angebauten Winterkornfrucht angezündet, damit die Saaten vor Hagelschlag bewahrt bleiben.

Am Ostersonntag schickt jede rechtschaffene Hausfrau einen Korb voll Lebensmittel in die Kirche, damit dieselben die Weihe erhalten. In und um Radkersburg findet ein Wettrennen, sogar ein Wettfahren mit den „Weihkörben“ statt; welcher Diensthote zuerst mit seinem „hochaufgehackten“ Korb heimkommt, gilt als der fleißigste fürs ganze Jahr. Am Wechsel herrscht am Ostersonntag die auch in den angrenzenden Gegenden Niederösterreichs übliche Sitte des „Groangehens“, wobei nach dem Mittagmahle von den Familiengliedern die Herbstsaatfelder betend durchgangen und religiöse Ceremonien verschiedener Art vorgenommen werden. Am Ostermontag findet im obersteirischen Mur-

und Liesingthale das „Goneßlaufen“ statt, ein volkstümliches Wettrennen; obwohl dabei der keimende Graswuchs niedergetreten wird, sichts dies die Besitzer doch nicht an, denn das Goneßlaufen soll ja die Felder und Wiesen fruchtbar machen.

Ein Freudentag ist der 1. Mai. Die Sitte des „Maibaumsegens“ trifft man noch in vielen Gegenden. Im Oberlande gehen an diesem Tage viele Leute in den Wald und bewerfen sich hier mit Fichtenzapfen; wer davon getroffen wird, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund. Besonders wirksam ist der „Maithau“. Mädchen waschen sich gerne mit dem am 1. Mai von einem Weizen- oder Roggenfelde gesammelten Thau das Gesicht, damit die Sommersprossen vergehen. Auch werden, wenn man den Unterleib der Kinder, welche „englische“ Glieder haben, recht oft in ein vom „Maithau“ benäßtes Tuch „einschlägt“, die krummen Füße gerade und stark. Am „Christi Auffahrtstag“ wird in Gröbming die Himmelfahrt des Heilands sinnbildlich dargestellt; von jener Seite, nach welcher sich der „auffahrende“ Christus zuletzt mit dem Gesicht wendet, kommt dann das erste Gewitter.

Das Pfingstfest wird an vielen Orten am Vorabend mit dem „Hexenschmalzen“ eingeleitet. Fromme Bauersleute gehen in der Pfingstnacht um die Mitternachtsstunde auf ihre Felder hinaus und am „Roan“ entlang, um allenfalls die ruhelose Seele eines Grenzsteinverlegers zu erlösen oder für das Gedeihen der Feldfrüchte zu beten. Langschläfer werden am Pfingstsonntagmorgen als „Pfingstkönig“, „Pfingstlücken“ oder „Pfingstnudel“ benamset und mit Blumen- oder Strohkränzen bedacht. In Straden, Mureck und anderen Orten erhält selbst die Kuh, welche als die letzte auf der Gemeineweide anlangt, einen Kranz. In der mittleren Steiermark war ehemals der „Pfingsttritt“ sehr üblich. Zu Wagendorf ob St. Veit a. B. fand am Pfingstsonntag der „Pfingstlückenritt“ statt. Da rangirten sich die „Halter“¹, je nachdem sie früher oder später des Morgens mit ihrem Vieh auf der Gemeineweide ankamen, als „Fahnlführer“, „Krottenstecher“, „Klaubauf“ u. s. w. Nachmittags ritten sie dann im geschlossenen Zuge durchs Dorf, voran der „Fahnlführer“ und als der letzte die mit Birkenreisern umflochtene und bekränzte „Pfingstlücken“. Der Zug lenkte nach dem nahen St. Veit und wurden da die aus der Kirche kommenden Leute mit Kröten, Erde u. s. w. beworfen, worauf dann die Pfingstreiter wieder nach Wagendorf zurückritten. Hier fand des Abends der „Fuchstanz“ statt, eine Tanzunterhaltung, zu welcher die Mittel durch das „Anschauenlassen“ eines lebenden Fuchses aufgebracht wurden. Ein anderer Pfingsttritt war die „Pfingstweihe“ in Radkersburg. Eine Anzahl Bauernsöhne der Ortschaften Leitersdorf und Deutsch-Radkersdorf ritten am Pfingstmontag Nachmittags unter Anführung eines in Stroh gefüllten, auf einem ungefattelten blinden Pferde sitzenden Burschen durch die

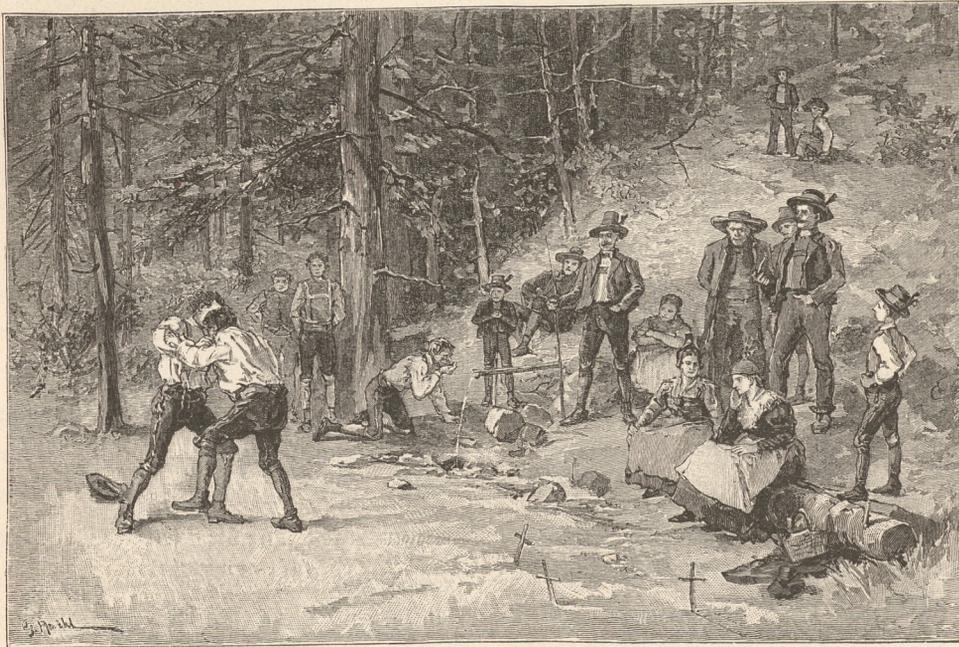
¹ Viehhirten.

Stadt und erhielten von den Bürgern Radfersburgs Wein, den man ihnen sogar in „Schäffel“ vor die Thüren hinausstellte; davon eignete sich der Strohmann den Löwenantheil zu, so daß er schließlich betrunken wurde und zu mehreren Malen vom Pferde fiel. Diese „Pfiingstweihe“ fand dann nach der Rückkehr der Reiter mit einer Tanzunterhaltung ihren Abschluß. Abweichend von diesen Bräuchen war der Umzug der „Pfiingstludenbraut“ in Ober-Seibersdorf. Auf einem mit Bäumchen und Kränzen geschmückten Wagen, der von Burschen gezogen wurde, saßen die „Pfiingstludenbraut“ und ihre zwei Kranzjungfrauen. Man warf ihnen „Brautkränze“, aus Brennesseln und dergleichen geflochten, zu und fuhr kurz vor dem Mittagessen zu dem Hause des Dorfrichters, der an diesem Tage den Bäuerinnen das „Richtermahli“ gab. Nachdem die Burschen mit Speise und Trank bedacht worden, ging es auf das Feld hinaus und dann wieder zurück ins Dorf, wo ein eigener Festschmaus abgehalten wurde.

In den Gegenden des oberen Murthales besucht das Volk gerne die sogenannten „Pfiingst- oder „Heiligengeistbründl“, gewisse Quellen im Walde, und trinkt da möglichst viel „Heiligengeistthau“. Bei einem solchen „Pfiingstbründl“ auf der Lugtratten bei Ober-Wölz versammelt sich das junge Volk, um daselbst zu „opfern“; die Bursche ringen miteinander, trinken aus der Quelle, schneiden sich vom nahen Gebüsch Stäbchen, formen aus diesen Kreuze und stecken sie dann nahe bei der Quelle in den Boden. In allen diesen Pfiingstbräuchen erkennen wir deutliche Spuren jener Festlichkeiten, welche unsere Aeltern zu Ehren Wodans veranstalteten, um den Segen dieser gütigen Naturgottheit für das Gedeihen der Saat- und Feldfrüchte zu erflehen.

Aus der grauen Vorzeit überkommene Bräuche herrschen auch zur Zeit der Sonnenwende. Am Gschwandek im Rindthalgraben führte die junge Männerwelt gerne an diesem Tage gymnastische Kampfspiele auf. Mädchen zählen die Johannis- oder „Sunawendfeuer“, denn sind es ihrer gerade neun, so heiraten sie noch innerhalb des Jahres; auch das Werfen von Blumen in die Flammen, das Springen über und das Tanzen um dieselben ist hier und da noch üblich. Das „Rädereschlingen“ findet in Gröbming in ganz besonderer Weise statt. Da wird im Spitalgraben aus Laub, Reifig und dergleichen eine Pyramide errichtet und an der Spitze eine mit alten Kleidern angezogene Puppe aufgepflanzt. Bei Einbruch der Nacht dann, wenn auf den Bergen ringsum die Sonnenwendfeuer gleich riesigen Opferflammen zum Himmel emporlodern, zieht Alt und Jung in den genannten Graben und theilt sich in zwei Partien, welche einander gegenüber Aufstellung nehmen. Nun beginnt ein förmlicher Wettkampf, ein gegenseitiges „Schlingen“ unzähliger glühend gemachter Räder, Holzscheiben und Stabringe, und gewähren die das nächtliche Dunkel durchblitzenden feurigen Streifen und Ringlein einen prächtigen Anblick. Hier und da werden die Zuschauer oder „Schlinger“ selbst davon getroffen, was jedesmal

mit lautem Jubel begrüßt wird, der sich aber noch mehr steigert, wenn durch so ein glühendes Rädchen die Pyramide in Brand gesteckt wird und nun die helle Flammensäule hoch auflodert, feurige Garben hervorschießen und die Puppe erfassen. Das Verbrennen von Puppen war früher auch in anderen Orten der Steiermark üblich; so z. B. wurde in Graz der „Tattermann“, ein riesiger Popanz, auf einer langen Stange am Vorabend des Johannestages am Sonnwendfeuer in der Karlau angezündet und dann in die Mur geworfen. Beliebt ist am Sonnwendtage der Genuß der bekannten „Hollerstrauben“. In vielen obersteirischen Ortschaften findet an diesem Tage der „Methhansel“ statt,



Wingen beim Pfingstbründl.

eine Tanzunterhaltung, bei welcher vornehmlich Meth und Lebkuchen genossen werden. Ziemlich allgemein üblich ist das „Vermachen“ der Thüren und Fenster der Viehställe mit Eichenlaub oder dergleichen und das Binden kleiner Sträußchen aus „Johanneskraut“, „Frauenhaar“ und anderen Feldblumen, die dann „kreuzweis“ vor den Fenstern befestigt oder an der Decke in den Vorhängern herabhängend angebracht werden; dies schützt gegen das Einschlagen des Blitzes. Überhaupt besitzt das Johanneskraut viele Wunderkräfte. So z. B. kann man sich unsichtbar machen, wenn man den Samen dieser Pflanze am Sonnwendmorgen sammelt und in die Schuhe thut; desgleichen kann man an den Wurzeln eines solchen zu richtiger Zeit gefundenen Kräutleins die gewissen „Köhler“ sehen, welche gar geheimnißvolle Kräfte besitzen und zu allerlei zu gebrauchen sind. In

St. Lorenzen ob Eibiswald pflegt man auf die erste „Hifl“ einen Buschen „St. Hanns-kraut“, darin ein Kreuz von „Weihpalm“ steckt, anzubinden; auch stecken die Mäher dieses Kraut gerne zu ihren „Maderbuschen“ auf die Hütte, damit sie bei ihrer Arbeit kein „Kreuzweh“ bekommen.

In Steiermark einzig dastehend ist der Samsonumzug in Krafendorf. Er findet am „Oswaldisonntag“ im August statt, ähnlich wie dies im Salzburgischen der Fall, nur trägt hier der „Samson“ statt des Eselskinnbackens in der linken Hand eine Keule, auch fehlen die Zwerggestalten an seiner Seite. Er wird von „Prangschützen“ begleitet, tanzt zu den Klängen der Musik einen gemüthlichen „Steirischen“ und macht den geistlichen und weltlichen Würdenträgern seine Reverenzen.

Ein anderer Umzug, das „Austragen der Freiong“, welches einst auch anderenorts üblich war, findet in Nieder-Wölz am ersten Montag nach dem Maximilians-tage im October statt. Nach Beendigung des Gottesdienstes, welcher dem an diesem Tage abgehaltenen „Maxlon-Markte“ vorausgeht, wird als das Wahrzeichen der Marktgerechtigkeit und einstigen Gerichtsbarkeit die sogenannte „Freiong“, ein ausgestreckter Mannsarm mit dem Schwerte auf einer mit Kränzen umwundenen Stange, in Begleitung eines Trupps Musikanten und eines zuweilen phantastisch gekleideten Gassenkehrers im Dorfe herumgetragen. Vor den stabilen Kaufladen und Gasthäusern wird Halt gemacht; die Musiker blasen einen Marsch, wofür sie einen erfrischenden Trunk erhalten, und schließlich wird die „Freiong“ auf dem „Markte“ aufgesteckt und mit einer Wache versehen, welche darauf zu sehen hat, daß sie ja nicht entwendet werde; denn das Volk glaubt, daß, wenn sie gewaltsamer oder listiger Weise geraubt wird, der Markt mit allen seinen Vorrechten an jenen Ort verlegt werde, wohin man die „Freiong“ gebracht hat.

Das „Heiligenstrizelsammeln“ ist noch in vielen Gegenden üblich. Durch diese schöne, den Armen zugute kommende Sitte glaubt man die Hexen und andere böse Unholde vom Hause ferne zu halten. Junge Mädchen lassen ihr „Heiligenstrizl“ von dem Burschen, der ihr Liebster werden soll, anschnneiden und kosten. Schneidet nun so ein Erwählter sich ein „tüchtiges Schwartl“ herunter, so gilt die Liebeserklärung als angenommen, und kommt dann ein späterer Bewerber, so bedeutet ihn das Mädchen, daß „ihr 's Strizel schon ang'schnitten“ sei.

Der heilige Martin wird als Schutzpatron der Felder vielfach verehrt. „Im Mirtunmonat is' guat Bam sez'n“, sagt der Landmann. Ehemals war es Sitte, auf den Feldern und selbst auf Bergen „Martinsfeuer“ anzuzünden; auch zogen am Vorabend des Martinsfestes die Kinder mit farbigen Lichtern jubelnd umher und sammelten Obst, Kuchen und dergleichen ein. In den Gegenden der steirisch-kärnthnerischen Grenze herrscht der Glaube, daß in der Martininacht um die Mitternachtsstunde der „Alberer“ oder



Das Austragen der Freiumg.

„Amer“, ein gefürchteter Alpen- oder Berggeist, durch die Luft fahre, in den stillen, verlassenem Alpenhütten einkehre und dort die Geschäfte der „Schwoagrin“ verrichte.

Für die Bergleute ist der 4. December ein Festtag, der Tag ihrer Schutzpatronin, der heiligen Barbara. Die Knappen am Erzberge feiern denselben durch fleißigen Wirthshausbesuch, denn ein alter Bergmannsbrauch sagt: „Wenn man am Barbaratag fleißig Genser¹ wascht, so bricht's desto besser.“

Noch vielfach, wenn auch nicht mehr in solchem Umfange wie in früheren Zeiten ist das „Nikloge'n“ am Vorabend des St. Nikolaustages gebräuchlich. Einst hatten auch die Großen ihren „Niklo“, heutzutage kommt er mit oder ohne „Bartl“ nur mehr zu den Kleinen. Eine ganz eigenartige Sitte an diesem Abend ist das in Maria-Zell übliche „Schiffsetzen“. Da pflegen die Kinder aus Papier gefaltete Schifflein den Eltern, Verwandten, Pathen und anderen unvermerkt zuzustecken; ja die Kleinen der ärmeren Bevölkerung umschleichen sogar die Häuser der wohlhabenden Leute, um in dieselben ihre Fahrzeuge hineinzuwurfen. Solche Schifflein sind stets mit dem Namen des „Schiffsherrn“ und mit einem mitunter recht schnurrigen Sprüchlein beschrieben. Hiervon einige Proben:

„O heiliger St. Nikolaus!
Ich fahr' mit meinem Schifflein aus,
Ich fahre hin und fahre her
Und weiß mir nicht zu rathen mehr;
Da endlich fallts mir ein,
Daß ich in diesem Hause soll kehren ein.“

„Ein Schifflein zu setzen halt' ich für kein' Sünd',
Denn ich bin noch ein kleines Kind;
Hab's nicht aufbracht,
Bring's auch nicht ab,
Bin herzlich zufrieden
Mit einer kleinen Gab'.“

„I hoff' mar a Meni² Zucka und Heni³,
Allerlei Sachn, da wird mei Herz lachn,
Da wird si 's Herz freun, wann d' Schifflein voll sein!“

In den Häusern werden diese Schifflein gesammelt und mit Näschereien, Obst, Spielzeug, selbst oft Geldstücken gefüllt. Am Morgen des kommenden Tages holen sich die jungen „Schiffsherrn“ ihre Fahrzeuge nebst „Ballast“ mit einem „schön Dank“ wieder ab. Auch unter den Erwachsenen ist dieser Brauch mitunter noch üblich. Doch kommen die Schiffsetzer in der Stille und befestigen heimlich ihre oft ziemlich großen, recht hübsch gebauten Schiffe mittelst Schnüren an den Thürklinken, und ebenso ungesehen holen sie sich ihre Fahrzeuge wieder ab. Hierbei muthen zuweilen ungenannte schalkhafte Mädchen in zierlichen Versen dem einen oder anderen Repräsentanten des starken Geschlechtes zu, das Herz als „Ballast“ ins Schifflein zu legen. Die Art und Weise, wie einer solchen unmöglichen Forderung entsprochen wird, gibt dann oft zu großem Gelächter und zu späteren Neckereien Anlaß, namentlich wenn so ein Schifflein von anderen Händen gesetzt wurde, als man vermuthete.

¹ Fels, taubes Gestein. ² Menge. ³ Honig.

Endlich sei hier, am Schlusse der Schilderung der Sitten und Bräuche in Steiermark noch des „Lucienbrodes“ gedacht, kleiner dünner Laibchen ungefüarten Brodes aus Maismehl, welches ältere Bewohner des Sulmthales, z. B. um Gleinstätten und anderen Orten, am St. Lucientage (13. December) bereiten und genießen zur Erinnerung an diese Heilige, die als Beschützerin gegen wüthende Hunde verehrt wird und sich nur von solchem ungefüarten „Kukuruzbrode“ genährt haben soll.

Ungleich zahlreicher als die Sitten und Bräuche sind die Mythen und Sagen der deutschen Bewohner Steiermarks, ein innerlicher, tiefliegender Schatz des Gemüthslebens des Volkes, welches in ihnen nicht nur mehr oder weniger dunkle Erinnerungen an die Götter seiner Vorfahren und eine naiv poetische Naturanschauung, sondern auch seine tiefsinnigen Meinungen und Begriffe über Recht und Moral niedergelegt und sich bewahrt hat.

Wie in den Gebirgsländern überhaupt lebt auch in Steiermark die Sage von dem einstigen goldenen Zeitalter in den Alpen und deren Verwilderung, so z. B. von der „verschneiebenen Alm“ auf dem Dachstein, vom „Rößl“ in den Johansbacher Gebirgen, vom „Fleischberge“ bei Admont und viele andere. An diese und ähnliche Sagen, welche alle das uralte, ewige Thema vom verlorenen Paradies und den Menschen, die es verschertzten, variiren, knüpfen sich zahlreiche andere von Gottesgerichten, z. B. von den „versteinerten Spielern“ und der „Spinnerin am Gamsgebirge“ bei Maria-Zell, vom „Hahnstein“ bei Admont, von der „treulosen Schlossherrin“ auf Strechau, deren Bildniß mit dem Totenkopf anstatt des holden Angesichtes noch auf Röhthelstein zu sehen, von dem „zerstörten Silberbergwerk“ in Zeiring, darin 1.400 Knappen den Tod in den unterirdischen Gewässern gefunden, und viele andere.

Zahlreich sind die Sagen von den die Elementarereignisse personificirenden Dämonen. So knüpft sich an die Entstehung des Erzberges bei Eisenerz eine der theogonischen Mythe vom Gigantenkampfe der Hellenen ähnliche Riesenfage; auf dem Schöckel verfolgte der Riese Basold, welcher über die Winde gebot, die Hexen und vereitelte die böswilligen Absichten dieser Unholdinnen; auf dem Wildonerberge hausten „wilde Männer“, deren Andenken sich bis zur Stunde in dem Namen wie im Marktwappen Wildons erhalten hat; an dem Schlosse Neuberg und der Kirche Maria-Lebing im Bezirke Hartberg sollen zwei aus Asien eingewanderte Riesen gebaut haben, die beide miteinander nur einen Hammer hatten und den sie sich gegenseitig von den eine Stunde entfernten Baustätten zuwarfen; auch die aus Chamisso's poetischer Bearbeitung bekannte Sage von der Burg Riedeck im Elsaß kehrt in Steiermark wieder und knüpft sich an das „Riesenweib“, welches im Innern der kleinen „Rögelu“ bei Straden (Gemeinde Hof) hauste, und an das „Riesenfräulein“, das mit seinem Vater die Großhaiderhöhle im Bezirke Pöllau bewohnte.

Zwerge halten sich gewöhnlich in Schatzhöhlen auf, so im „steinernen Thor“ am Grimming, in den Höhlen bei Gams und anderen Orten, an sie erinnert auch die „Zwergewiese“ bei Krieglach. Ihnen verwandt ist der „Berggeist“ und die ihm unterstehende Schar der „Bergmännchen“ oder „Bergmandl“, auch „Winzig“ genannt — kleine, zwerghafte Gestalten mit langem grauen Barte, dickem Bauche und krummen Beinen, angethan mit weißem oder dunklem Grubenkittel mit Kapuze, je nachdem sie gut oder böse gegen die Menschen gesinnt sind. In allen älteren Bergwerksorten lebt der Glaube an diese, den Bergbau behütenden unterirdischen Wesen, insbesondere schreiben die Knappen am Erzberge alle ihnen unerklärlichen Erscheinungen diesen Gnomen zu, welche in den silberschimmernden Aragonitklüften des Eisenberges haufen und in ihrer geheimnißvollen Werkstätte das norische Erz kochen. Hieran schließen sich dann die Sagen vom „grauen Waldmandl“ mit der eisernen Heugabel in den langen Krallen, vom zottigen Waldgeist „Schratt“, vom „Moosmännchen“, „Pech-“ oder „Bettmandl“, „Aderlaßmännchen“ und vom „Blutmandl“, einem aus dem Blute der Hingerichteten herauswachsenden Erdgeist.

Manche Seen fordern alljährlich ihre Opfer; in ihnen haust der „Wassermann“, vom Aussehen gewöhnlich halb Mann, halb Fisch. Ihm schreibt die Volkssage unter anderem die Auffindung des Salzbergwerkes bei Auffee und der reichen Eisensteinlager bei Eisenerz zu; auf dem Hartenick bei Sibiswald hauste ein „Seemandl“, das aber sammt seinem nassen Element wegzog und sich jenseits der Drau auf dem Bachergebirge ansiedelte, und bei dem Schlosse Wasen nächst Wildon wurde ein Wassermann gefangen, welcher gerne heimlicher Weise dem Weine im dortigen Schloßkeller zusprach. Den in den Fluten des Leopoldsteiner Sees gebannten Wassermann schildert die Volkssage als ein ungeschlachtetes Wesen mit Raubthierkopf und feurigen Flügeln. Diesem Ungethüm zur Seite stellt sich das in den Seen des Salzkammergutes hausende „Wasserweib“, welches als himmellanger grasgrüner „Seewurm“ mit glänzenden Silberstreifen über den See- spiegel kriecht. Anders gestaltet hingegen sind die „Wasserfrauen“ oder „Wasserjungfrauen“ in den Bächen, Flüssen und spiegelnden Bergseen, liebreizende Wesen, die mit ihrem bezaubernden Gesange arglose Jünglinge an das Ufer locken, sie dann mit ihren schwellenden Armen umfassen und zu sich hinabziehen in die nasse Tiefe, um mit ihnen im glitzernden Krystallpalast ungestört kosen zu können.

In tiefen Waldschluchten und am Fuße der obersteirischen Felsgebirge, über welche die Bergquellen herabstürzen und wo der Wasserstaub in der Sonne glitzert, zeigen sich die lieblichen „Wald-“ oder „Wildfrauen“ und „Bergfräule“, strahlen sich gegenseitig das goldige, über den ganzen Leib niederwallende Haar mit einem Kamm aus Regenbogen und singen dabei gar wunderschön. Von ihnen berichtet die Sage viel, wie sie den Menschen Gutes gethan, wie sie aber auch furchtbar denjenigen zu strafen mußten, der

ihr Gebot übertrat oder sie beleidigte. Auf dem „Mehlstübl“ im Würzthale wohnten die wundervollen „Mehlungfrauen“ und bedachten die armen Holzarbeiter mit Speise und Trank; auf dem Lebernfelde bei Kirchberg a. N. zeigten sich die „Müerfräuln“; im Fritzenfogel bei Heiligenkreuz hausten die „unterirdischen Weibsbilder“ und auf dem Waldraufstein bei Straden die mildthätigen „Auisfrauen“; im Zwielicht der Wälder aber hüpften „Waldweibchen“ und „Holzweibl“ umher und suchten auf den mit drei Kreuzen gezeichneten Baumstämmen Schutz vor dem bösen Feinde.

Der „Berchtl“ oder „Perchtl“ wurde schon an anderer Stelle gedacht. Ihre Göttergestalt tritt uns auch in der „weißen Frau“ entgegen, welche als Vorbotin eintretender Todesfälle in den Schlössern Groß-Lobming, Than, Wildon und mehreren anderen sich ankündigt; im Schlosse Eggenberg erschien sie als „graue Jungfer“. Eine ihr verwandte Sagenerscheinung ist das in den Gegenden des Leibnitzerfeldes bekannte „Zahnwaberl“ in alterthümlicher Tracht mit einem Schlüsselbunde am Gurt; es sucht ungetaufte Kinder zu erhaschen und fährt mit ihnen ins Wasser, erscheint zuweilen des Nachts als wandelndes Licht und führt auch die wilde Jagd an. Eine andere im Mittellande bekannte Sagen-gestalt ist das „Nachtahnl“, auch „Nachtfrau“ genannt, von ungemein liebreizendem Ausßern, hat aber eine „eiserne“ Hand, mit der sie Spöttern „Flingen“¹ austheilt, daß dabei die Funken fliegen; sie reinigt die Wäsche der schmutzig Begrabenen und trocknet sie im Mondenscheine, weshalb sie auch die „Waschfrau“ genannt wird. In Obersteier dagegen kennt man die „Thörin“, eine schlanke, weißgekleidete Frauengestalt mit großen feurigen Augen und nach rückwärts gerichteten Schaufelfüßen; sie hält sich am liebsten bei Gewässern auf, wo sie sich die Nacht hindurch mit Waschen beschäftigt. Endlich seien noch genannt das in der östlichen Steiermark bekannte „Lutscherl“ oder „Lutschl“ mit den Gänsefüßen, welches den schlimmen Kindern die Fersen ausschneidet, das gespenstische „Dachsteinweibl“ und die in den Alpen allgemein bekannte „Trud“ oder „Drud“.

Überaus zahlreich sind die Teufelsagen. Gewöhnlich erscheint der Teufel als grüner Jäger, zuweilen auch als Bettler, Einsiedler, auch als schwarzer oder feuriger Ritter auf einem Schimmel oder feurigem Rappen. In einer Ennsthaler Sage fährt er als kleines Männchen mit grüngelb funkelnden Augen in feurigem, von einem Drachen gezogenen Wagen und holt einen Schmied, der ihm seine Kößlein, das sind leichtfertige Weibsbilder, auf den Knien beschlagen mußte, auf daß sie die steilen Scheichenspitze hinanrutschen konnten. Von besonderer mythischer Bedeutung sind jene Sagen, welche von der Verwandlung der Menschen in Stein durch den Teufel handeln, so z. B. die vom „Pfaffenstein“ bei Eisenerz, vom „bucklichten Schneider“ am Johnsbacher Felsenthor und mehrere andere. Vom Teufel als Baumeister erzählen die Sagen von der Entstehung des „Teufelsteines“

¹ Dhrsfeigen.

in den Fischbacher Alpen, vom Grazer Schloß- und Kalvarienberg u. s. w.; daran knüpfen sich Sagen von „Teufelsbrücken“, „Teufelsmühlen“, „Teufelskirchen“, „Teufelsgräben“, „Teufelsgrotten“ und selbst von einer „Teufelsbadestube“. Vom dummen Teufel, der sich überlisten ließ, handeln nicht wenige Sagen, darunter die vom „Amtmannsgalgen“ in der Johnsbacher Schlucht als die charakteristischste gelten kann. Erwähnung verdienen auch die Sagen vom „Todtenbahrziehen“, „Teufelsbannen“, von den „Teufelshufeisen“ u. s. w.

Der Teufel liebt es auch, in verschiedenen Thiergestalten zu erscheinen, z. B. als schwarzer Gemsbock, als Rabe oder sonst schwarz befiederter Vogel, als schwarzer Hund oder feurriger Fuchs; als solcher bewacht er gerne verborgene Schätze. Als „Schrattel“ leistet er den Menschen alle geforderten Dienste, zeigt sich auch sonst als „Hiedlbua“ oder „Gangerl“ oder gespenstert als „Nachtmann“, „Spähmandl“, „Haferschimmel“ oder „Galgenroß“, als „Habermais“, „Dhneweigl“, „Hüengeist“, „Schabbock“ und dergleichen umher. Hierher gehören ferner die „Werwölfe“ und „Strigholden“, endlich auch die „Hexen“, als deren berüchtigtester Versammlungsort der „Hochstradnerkogel“ bekannt ist.

Mit dem Teufel in Verbindung bringt der Volksglaube das „wilde Gjoad“. An dieses anklingend ist die am Eichfeld bekannte Sage von den „nächtlichen Heidenreitern“, welche in der Rupertnacht in fremder schauriger Tracht und mit bläulich flammenden Lanzen auf schwarzen Rossen durch die Lüfte sausen und auf Christen Jagd machen. Andere Sagen von gespenstlichen Erscheinungen sind die von den „Geistern der alten Noriker“, welche in den unterirdischen Felsen des „Königreiches“ haufen und, wenn dem Lande Feindesgefahren drohen, als Nebelgestalten zur Oberwelt emporsteigen, unheimliche „Kreudfeuer“ anzünden und die Bewohner auffordern, sich zur Gegenwehr zu rüsten; ferner vom „gespenstlichen Scharfrichter“ im Freimannsloch auf der Stangalpe, vom „Schloßvogt“ zu Stein und viele andere.

Sehr zahlreich sind auch die Sagen von vergrabenen und im Innern der Gebirge aufgespeicherten Schätzen. An sie knüpfen sich die Traditionen von den „Benedigermännchen“, die mit Hilfe des alles offenbarenden „Bergspiegels“ die reichen Erzadern in den Bergen, den kostbaren Goldsand in den Flüssen und Seen auffanden, ihre Schätze auf geheimnißvolle Weise behoben und damit reich beladen in die „wälsche“ Heimat zurückkehrten. Andere Sagen wieder erzählen von seltsamen Schatzhüterinnen, von der „Schlangenkönigin“ mit dem goldenen Schlüssel im Rachen, von „Drachen“ und „Lindwürmern“; in den Kämpfen mit diesen finden sich Anklänge an die deutsche Siegfriedsage, so die Sagen von der Entstehung der Wappen von Rottenmann und Knittelfeld, von der „Drachenhöhle“ bei Röthelstein, vom Wildsee am Hohenwart u. s. w.

Nicht minder reich als die mythische ist auch die historische und religiöse Sage ausgebildet, doch kehren in manchen derselben, wie in denen von Karl dem Großen, von

Margaretha Maultasch und anderen, mythische Züge wieder. Von geschichtlichen Sagen sind erwähnenswerth jene von der Zerstörung Muroela's durch die Hunnen, von dem Heldenkampfe der schönen Agnes von Pfannberg und ihrer Getreuen gegen die Söldner König Ottokars II., von den zahlreichen Einfällen der Türken in das Land und von den Streifzügen der Ungarn und Kuruken. Besonderes Interesse erregen die vielen Geschlechts- und Wappensagen, welche sich an berühmte heimische Adelsfamilien knüpfen, so die Sagen von den Grafen von Cilli, von den drei Raben im Wappen der Eggenberger und vom ersten Lichtenstein, von dem Zauberringe und den Turnieren der Schärffenberger, vom Zweikampfe auf dem Rennfelde und dem Schatze der Stubenberge, deren Abnherr als römischer Hauptmann bei dem Kreuze Christi Wache gestanden, von dem härtigen ärmellosen Manne als Helmzier des Wappens der Teuffenbacher und von den Wildoniern mit den Seeblättern im Schilde, welches Wappen auch Herwig, der hervorragende Held der Gudrunsfage, führte. Einen eigenthümlichen Zug weist die mehrfach wiederkehrende Sage von den feindlichen Brüdern auf, welche den Besten Plankenstein, Frank, Bux, Reichenburg, Kiegersburg, Schielleiten und anderen anhaftet. Und wie der Epheu dieser und noch vieler anderen Sagen sich um die Trümmer der alten Zwingburgen rankt, knüpfen sich auch liebliche Legenden an den Ursprung der ältesten Gotteshäuser und Stifte, erzählen sorgsam gehütete Traditionen von der Urbarmachung des Landes durch deutsche Ansiedler und von der Entstehung zahlreich blühender Ortschaften.

So gleichen denn die Mythen und Sagen den zarten, farbenprächtigen Alpenblümlein, wie diese uns stärkend mit ihrer belebenden Frische und ihrem lieblichen Dufte uns labend; es sind diese Volksüberlieferungen kostbare Perlen im reichen Schatze des Gemüthlebens der biederen Bewohner des schönen Steirerlandes — goldene Saatkörnlein immergrüner Heimatliebe.

Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen.

Wie ein frischer, sprudelnder Waldquell ist das Volkslied, entsprungen aus dem Gemüth der einfachen Menschenseele, die unberührt geblieben ist von jeder künstlichen Verfeinerung, und darum ertönt auch das Lied des Volkes in einfachen, ursprünglichen Lauten, nichtsdestoweniger aber klar, sinnig und zu Herzen sprechend, mag es die Heiterkeit und Seligkeit der Seele in lebensfrohen Tönen hinauszubeln, mag es klagend und sehned erklingen. Und wie der Quell den Charakter der Landschaft, die sein Wasser durchströmt, wieder spiegelt, so zeigt sich auch im Gesange des Volkes die Landschaft, welche es bewohnt, und weil das Land und der Boden, auf dem die Menschen wandeln, ihr Leben und Treiben und damit auch ihr Sinnen und Singen beeinflussen, so erhält das Lied seinen wechselnden Charakter und zeigt unverfälscht und ungetrübt die Volksseele.

Es kann allerdings an dieser Stelle nur von den Worten der Lieder die Rede sein und vorwiegend nur von jenen Liedern, die sich als ganze und abgeschlossene erhalten haben. Allerdings entspricht dem Charakter unseres Alpenlandes vor Allem die kurze, prägnante Form des Schnaderhüpfels mit zwei Hebungen und zwei Senkungen, welche in so unendlicher Mannigfaltigkeit das Leben und Treiben des Hirten und des Jägers, des Almbauers und des Holzknechtes wiedergibt; weil aber diese zahlreichen Liedchen ausschließlich in der Mundart gesungen werden und der Darstellung des Dialects hier ein eigener Abschnitt gewidmet ist, so sei an dieser Stelle nur auf dieselben hingewiesen. Freilich ist die Scheidung nicht leicht, denn mitunter erscheinen mehrere Strophen von Schnaderhüpfeln zu einem Ganzen zusammengefaßt und nur ihre metrische Form etwa deutet auf das frühere einzelne Bestehen derselben.

Die verschiedenen Gattungen des Volksliedes in Steiermark ergeben sich von selbst, wenn wir die Gebiete, in denen sie vorkommen, ins Auge fassen, andererseits haben auch gewisse, insbesondere festliche Zeiten auf ihren Charakter bestimmend gewirkt. Die uralten Weihnachtslieder sind auf dem ganzen deutschen Gebiete verbreitet. Doch ist sowohl bei dieser Liedergattung, sowie auch bei den übrigen Gesängen eine streng locale Abgrenzung so wenig möglich, als eine solche in Bezug auf die Färbung des Dialects in jenen Gegenden denkbar erscheint, welche an der Grenze anderer Nachbarländer liegen. Die erwähnten Weihnachtslieder finden sich überhaupt im ganzen Alpenlande des bairischen Stammes, sie wurden noch vor Jahrzehnten in der Kirche gesungen, sie ertönen heute noch, etwa von herumziehenden Burschen vorgetragen, im Dorfe. In keinem Liede offenbart sich das naive Volksgemüth und der ländliche Humor so ausdrucksvoll als in diesen „Krippelliedern“ oder „Hirtenliedern“, sei es, daß der über den plötzlichen Lärm und den Lichtschein in der Christnacht erschreckte Bauer zuerst verwundert ist und sodann ausruft:

Aber poß Tausend, es fällt mir schon ein,
 I wills darathen, es gilt a Maß Wein,
 Ja i will wetten wohl gar a Stück Geld,
 Wahr! bei meiner Tren,
 Daß der Messias sei
 Kommen auf d'Welt!

Na jetzt wolln mir alle hinlaufen zum Stall
 Und halt das kleine Kind anbeten all,
 Und wann halt einer a Geschenkfuß mitnahm,
 Sonst müchts Kind werden toll,
 S'möcht ihn verdrieß'n wohl,
 Woaus nichts bekam!

oder daß der zur Krippe herzuweilende Hirte das Christkindlein findet und mit den Worten begrüßt:

Herr und Gott, ist das a Sach
 Unter ein' so schlechten Dach,
 Finden sich so schöne Wunderding,
 Seht da liegen das kleine Kind.

O Schagerl mein,
 Laß mich dein sein,
 Wollt i kunt di mit mir tragen,
 Daß i di recht lieb kunt haben.

Es liegt etwas überaus Treuherziges in den zahlreichen Variationen dieses Themas. Mit welcher Geschäftigkeit und rührenden Innigkeit bieten die Hirten ihre bescheidenen ländlichen Gaben, das Beste, was sie besitzen, dem neugeborenen Kinde an:

I nimm a Butterstrigl
Und a foastes Kigel,
A edle Toassent-Äpfel und an Brein
Und an Floaden Hönig
Nehm i a a wenig,
In a Pitscherl süßen rothen Wein!

Du nimmst Ei'r im Kerbel
Und a Schmalz im Scherbel,
Von Ziwewn a Loabl Klebenbrod,
Damit das kleine Lappal,
Hat a gutes Pappal,
Und bisweilen a an Zuzl hat!

In ähnlicher Weise besingen die „Dreikönigslieder“ den Besuch der Könige bei der Krippe und ihre Gaben. Manche dieser Gesänge sind wenig dialectisch gefärbt, mitunter auch nur durch ihren ersten Aufzeichner, der wohl ein Küster oder Schulmeister gewesen sein mag.

Dieselbe Urwüchsigkeit und Naivetät finden wir in den Liedern, die zu anderen Festzeiten üblich sind und waren, in den Hochzeitsgesängen und selbst in den Todtenklagen. Es steckt so manches Stück echter Weisheit in den in künstlerischer Beziehung wohl manchmal ungelenteten Strophen, die aber dennoch tief zu Herzen dringen. So mancher alte Sang ist seit Jahrhunderten auf sogenannten fliegenden Blättern gedruckt im Volke verbreitet, — kein Mensch weiß, wer ihn gedichtet, wer ihn zuerst gesungen.

Im Oberlande, in den Bergen und Thälern, auf den Alpen und in den Wäldern erschallen die übermüthigen Gesänge der „Almlieder“, der „Holzknecht-“, „Jäger-“ und „Wildschützenlieder“. Wenn jeder Mensch seine Heimat liebt, so hängt ja der Alpenbewohner Steiermarks insbesondere mit ganzem Herzen an seinen Bergen, an dem Leben auf der Alm, das er so prächtig im Liede zu preisen weiß.

Auf der Alma, da is halt
A Freud' und a Lebn,
Da thuts die schönsten Schwoggerinnen
Und schöne Kalma gebn.

I wünschet ja an jedn
Die Freud und das Bergnüg'n,
A solcher, der das Absterbn hat,
Der muaß a frisch Blut kriegen.

Auch die „Schwoagerin“, die Sennerin in ihrer Hütte singt von den Schönheiten der Natur auf der lustigen Höhe und schickt einen schallenden „Suchezzer“ der Sonne entgegen:

In aller Fruah, wenn d'Sunn aufgeht,
Dös is ja wohl a Pracht,
Do wundr' i mi a guati Weil,
Was Gott so schön hat g'macht;

Den Alpen und 'n Hochgebirg
Gibt d'Sunn ihr erste Ehr und Zier,
Am Land und in dem tiefen Thal,
Gibts Nebel überall. Suche!

Aber auch unten im Dorfe erklingen die Lieder und schon gar in der „Samstagsnacht“, die in so innigen Beziehungen zum Liebesleben steht, drum singt auch der Bursche:

I freu mich auf d' Samstagnacht, da geh i zu mein Madl,
Stoansteirisch tanzen könn ma ja, sie draht si wiar a Radl!

Auch ertönt manches „Gassellied“ und artet wohl gar zum „Gasselfreit“ aus, in welchem jeder Bursche sein Dirndl preist. Dieses aber schmückt sich zu solcher Zeit und putzt sich, wenn es den Liebsten erwartet, besonders heraus:

A Blüamerl im Mieda,
A Blüamerl am Guat,
Aft hat der Bua g' sagt,
Daß ihm g'fallet so guat.

Na heut wird er schaun,
Heut hab i's grad guat,
Und a dunkelgreens Bandl,
Das steht wohl dazua.

Daß der Jäger, wenn er den Stützen auf dem Rücken und den Bergstock in der Hand ins Gebirge steigt oder den Wald durchstreift, ebenfalls sein Lied singt und seine Tödler erschallen läßt, ist wohl selbstverständlich, besonders der „Gamsjäger“, welcher aus der Region des Hochgebirges selten herauskommt:

Wannst willst am Gamsberg gehn,
Muasß sein 's Wetter schön,
Da jagst aft dort und da,
A Schöberl Gamsjerln stehn;

Da muasß di zuwischleicha,
San ja gar weit weg,
Aft kannst es owaschiaß'n
Auf'n Fleck.

Und jeder Jäger preist sein Waidwerk, mag dies den „Gamsjerln“ oder dem „großen“ oder „kleinen Hahn“ (Auerhahn und Schildhahn), dem Reh oder dem Hirsch gelten. Der Wildschütz, „Wildpratschütz“, singt gerne von seinem Zusammentreffen mit dem Jäger, wobei der letztere stets schlecht wegkommt, und preist sein Handwerk „der wilden Jägererei“:

Willst Bua in Gamsberg steign,
So muasß bei Schneid bewahren,
Und derfst koan Jaga scheuchn,
Derfst koa Pulver sparn,

Die Gamsjerln awa z' schiaßen,
Derf di nit vadriaßn,
Schiaß nur tüchti zua,
Mei liawa Bua!

So mahnt der „Wildpratschütz“ den jungen Anfänger.

Der Bauer im Dorfe dagegen, insbesondere im Mittellande, wo die reichen Kornfelder wogen und der als Nahrungsmittel im Lande so wichtige Buchweizen gedeiht, besingt den Bauernstand und seine Freuden, auch wohl seine Leiden. Die armen Holzknechte im Wald sind übler d'ran als der wohlhabende Landmann, aber auch ihr Lied erklingt gar frisch:

Und die Holzknechtbuam müssen früh aufstehn,
Müssen 's Hackel nehma und in Holzschlag gehn,
Wenn die Sunn schön scheint und das Hackel schneidt,
Ham die Holzknechtbuama halt die größte Freud.



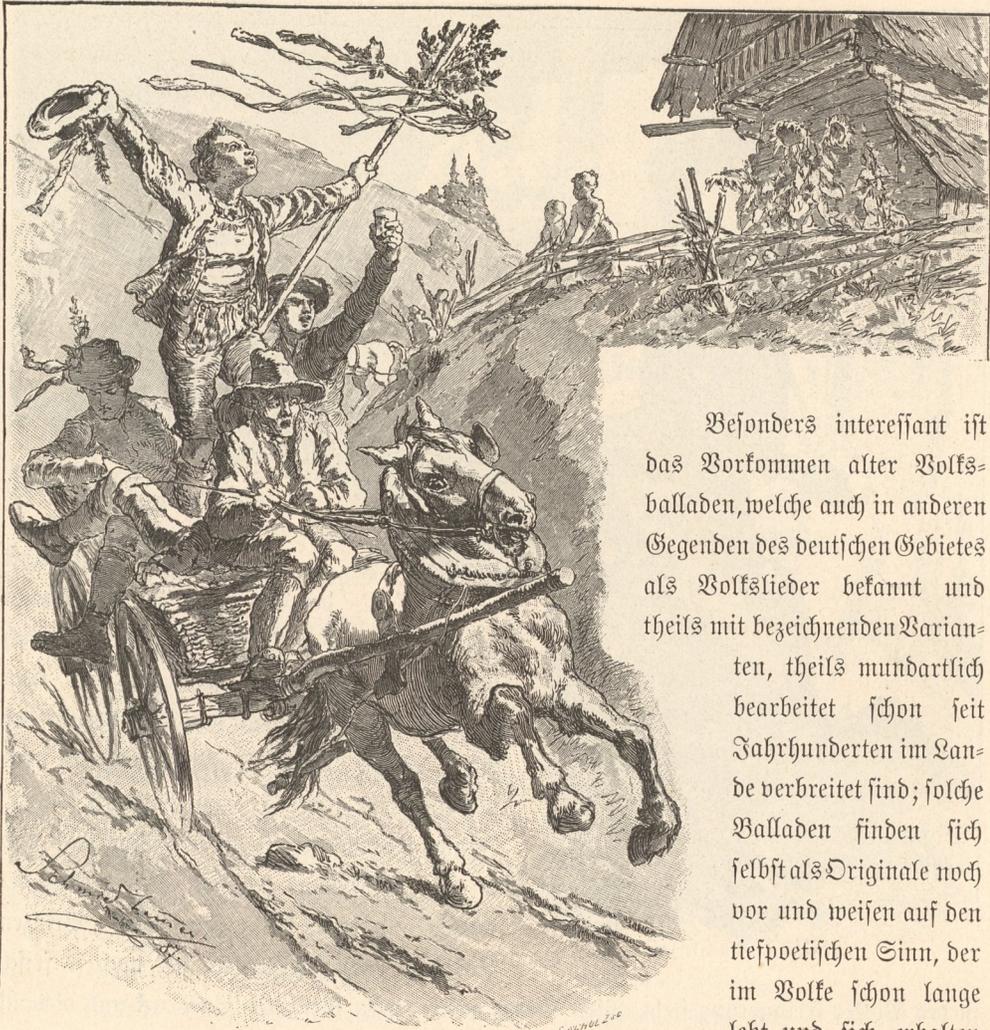
Singende Äpfel.

Was Wunder, daß selbst der Bergmann tief im Schacht seinen Gesang ertönen läßt, der freilich mitunter in traurigen Klängen von dem Schicksal berichtet, das den Knappen in der Tiefe ereilen kann. Dafür durchzieht auch der Ausdruck tiefer Frömmigkeit diese Lieder. Innige Anhänglichkeit an sein Vaterland und an sein Kaiserhaus hat der Steirer stets bewiesen und treue Liebe dem guten „Prinzen Johann“ entgegengebracht, der noch so frisch

in des Volkes Erinnerung steht. Viele Lieder geben diesen Gefühlen Ausdruck und obwohl aus der neueren Zeit stammend, muß hier das prächtige Soldatenlied der steirischen „Neuner-Jäger“ hervorgehoben werden. Welche Kraft des patriotischen Gefühls, wenn der jugendfrische Soldat seinen Stolz, des Kaisers Rock zu tragen, kundgibt:

Is Röckel grau und grün,
 Im Knopf a Neuna drin,
 Am Huat thoan Federn sein,
 So is da Jaga fein.
 Bin von der Steirer Halb'n,
 Wo's d'schönen Buama ghalt'n,
 Bin a Jaga fein,
 Von Nummer Neun!

I muas jehz fort von z'Haus,
 Ins Wälschland weit hinaus,
 Mir war is Herz so schwer,
 Giazt awa nimmer mehr;
 Bin ja a frische Bua,
 A Jaga a dazua,
 A fesch a obendrein
 Von Nummer Neun!



Singende Rekruten.

Besonders interessant ist das Vorkommen alter Volksballaden, welche auch in anderen Gegenden des deutschen Gebietes als Volkslieder bekannt und theils mit bezeichnenden Varianten, theils mundartlich bearbeitet schon seit Jahrhunderten im Lande verbreitet sind; solche Balladen finden sich selbst als Originale noch vor und weisen auf den tiefpoetischen Sinn, der im Volke schon lange lebt und sich erhalten hat. Diese Lieder be-

handeln entweder den im Walde hausenden Einsiedler oder das Erlebnis eines Wildschützen; Gesänge vom „alten Halter und dem Kind“, von der Müllerstochter, vom armen Dienstmägdelein berichten von düsterem Leben und tragischem Geschick. Zu den Balladen, welche sich an die Volkslieder anderer Gebiete anlehnen, gehört das Lied von der „Brombeerbrockerin“, vom „Ritter und der Maid“, das „Pfeiferlied“, das Lied: „Es war ein Schloß in Österreich“. Ganz merkwürdige Belege alter Volkspoesie bilden die Gesänge vom „Doctor Faust“ und vom „Tannhäuser“. Es sei zuletzt noch auf die vielen Scherzlieder und Spottgesänge hingewiesen, die eine Fülle von oft recht derbem Humor enthalten und im ganzen deutschen Gebiete des Landes heute noch ertönen.

Erscheint damit der Charakter des deutschen Volksliedes auf steirischem Boden in Umrisen entworfen, so wäre zuletzt noch einer Gattung volkstümlicher Poesie zu gedenken, deren Werke, wenig bekannt, doch auch ihr eigenthümliches Gepräge haben. Es sind dies die alten Volksschauspiele und Bauernkomödien, welche, an die ähnlichen Spiele in Baiern, Tirol und in den Nachbarländern erinnernd, noch in gewissen Gegenden Steiermarks von Zeit zu Zeit zur Aufführung kommen. Es handelt sich an dieser Stelle ebenfalls nur um



Eine Scene aus dem „Paradeisspiel“.

die Texte und den Inhalt derselben, da ja die Art der Darstellung, die Einfachheit der Inszenirung und die Schilderung der ganzen Aufführung mehr für die Vorgänge im Volksleben bezeichnend erscheinen. Was diese oft uralten Texte jedoch betrifft, so steckt in ihnen ein gut Stück Poesie. Es sind einige geistliche Spiele, zum Theil in der Mundart abgefaßt, darunter, welche die Einwirkung der Fastnachts- und geistlichen Gelegenheitsspiele des XV. und XVI. Jahrhunderts deutlich nachweisen und damit auf ihr hohes Alter deuten. So bietet das „Paradeisspiel“, welches die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese zum Gegenstande hat, Verse voll Kraft und Ursprünglichkeit und eine prägnante Charakteristik der Personen, zu denen außer Adam und Eva, Gott Vater, Gott Sohn und

mehrere personificirte allegorische Gestalten, Luzifer und die Schlange gehören. In ähnlicher Weise sind das Spiel von der Geburt Christi, das sogenannte „Krippenspiel“ und das „Schäferspiel“, welches die „Rettung des verlorenen Schäfleins durch den guten Hirten“ darstellt, beide ganz in Versen abgefaßt. Dasselbe gilt von dem Passionsspiele: „Das Leiden Christi“, dessen Aufführung noch vor wenigen Jahrzehnten im Paltenthale am Gründonnerstag stattfand. Man könnte, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, die in diesen Stücken auftretenden Personen mit den alten Holzschnittfiguren aus der Zeit Hans Burgkmayrs, Wohlgemuths und Albrecht Dürers vergleichen, die Sprache klingt vielfach an Hans Sachs und seine Zeitgenossen an, ja sogar Verse und Reime erinnern an diese Vorbilder. In derselben Weise ist ein St. Nikolausspiel verfaßt, das in Liezen Jahre hindurch agirt wurde und die Gestalt des Todes auftreten läßt, welche hohe dramatische Wirkung ausübt.

Ein Stoff, der vielfach bearbeitet in den Komödien zu Ende des Mittelalters vorkommt, ist die Geschichte der Susanna nach der biblischen Legende. Auch sie liegt in einem Volksstück aus Steiermark, das gereimt ist und in der Gegend von Eisenerz zur Darstellung gelangte, vor. Sprache und Versform weisen dieselben erwähnten Eigenheiten auf und wir haben somit auch darin ein Schauspiel vor uns, dessen Abfassung gewiß ins XV. Jahrhundert fällt.

Neueren Datums, wahrscheinlich zu Anfang oder im Laufe des vorigen Jahrhunderts abgefaßt, sind jene dramatischen Stücke der Volksmuse, welche stets auch den Hanswurst als lustige Person auftreten lassen, obgleich die Fabel des Spieles ebenfalls der Bibel oder Legende entnommen erscheint. Man ersieht daraus, daß sich die komische Hanswurstfigur rasch im Volke eingebürgert hat und selbst der unbekannte Verfasser der ernst gehaltenen Komödie in einzelnen Szenen den Lustigmacher, der so gerne gesehen wird, mit Vorliebe einführt.

Der Hanswurst ist in den bekannten Stücken im verflossenen Jahrhundert, welche ihn auf die Bühne der Residenz und der Stadt überhaupt brachten, entweder ein Diener, Soldat oder sonst eine untergeordnete Persönlichkeit, welche stets in der Mundart spricht und sich derbe Scherze und oft haarsträubende Wortspiele erlaubt. Die verbreitetsten Volksstücke, welche allerdings nicht in Steiermark entstanden sind, wohl aber für das locale Bedürfnis umgearbeitet wurden, behandeln Judith und Holofernes, die Geschichte der Genovefa, der heiligen Barbara und mehrere andere Gestalten der heiligen Legende. Auch der Inhalt des Volksbuches: „Hirlanda“ erscheint in dieser einfachen dramatischen Bearbeitung. Das „Barbaraspiel“, welches die Schutzheilige der Bergleute in den Vordergrund der Darstellung bringt, ist besonders in den Gebieten von Eisenerz und Vorderberg oft aufgeführt worden.

Dialect und Dialectdichtung der Deutschen.

Manchen Hochlandssteirer mag es Wunder nehmen zu hören, daß seine Landsleute deutscher Zunge an die achterlei „Sprachen“ sprechen und daß es mehr als Einen Winkel gibt, in welchem der zugereiste den ansässigen Stammesverwandten kaum zu verstehen vermag. Freilich sind unter diesen Sprachen nur verschiedene Mundarten gemeint, aber immerhin hält es schwer, dieselben insgesammt unter den Einen bajuwariſchen Hut zu bringen. Die gegenwärtige Sprechweise gestattet da und dort noch Lauten einer anderen früheren vorzuschlagen, ähnlich wie ein Palimpsest an verschiedenen Stellen die ursprüngliche, sonst weggetilgte Schrift durchschimmern läßt. Im eigentlichen Hochland ist der Dialect noch einheitlicher und ausgeglichener, wogegen im westlichen und östlichen Hügelland, da wo die Landkarte den großen Einbug hat, die mundartliche Musterkarte auffallend reich und bunt ist. Das hängt offenbar mit der Besiedelungsgeschichte des Landes zusammen; im gebirgigen Theile sind die Deutschen früher und in großer, dem Stamme nach geschlossener Masse auf einmal sesshaft geworden, während in der mittleren Zone das deutsche Einwanderungsgeschiebe als jünger, als ruckweise vorgeritten und, der Herkunft nach, als gemischter sich erweist. Die vielen Schlösser — einst Burgen und weitgebietende Herrensitze —, welche vom Hochland herab bis zur heutigen Sprachgrenze sich staffelweise an einander reihen, sind dafür im Westen eine ebenso deutliche Erscheinung als östlich in noch längerer Ausdehnung die Aufeinanderfolge von einst befestigten Grenzstädten wie Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg. Auch sind nicht bloß Herren baierischen Stammes, sondern auch Schwaben, Franken und selbst Niederdeutsche ins Land gezogen, und die kriegerischen Gebieter brachten sicherlich Gefolge und Gefinde je ihrer engeren Landsmannschaft mit, das sich ausbreitete, bis es an die Grenzen einer anderen festen Herrschaft stieß. Auf einem ziemlich eng umschriebenen Flecke des westlichen Hügellandes glaubt man niederdeutschen Anklängen zu begegnen; der Kiegersburger im Osten will sich noch seiner schwäbischen Herkunft erinnern; an Fränkisches wird man diesseits der Lafnitz gemahnt und die aus Ungarn herüberragenden Heanzen sind ihrem genaueren Ursprunge nach noch immer ein Räthsel.

Halten wir nun Ober- und Mittelsteiermark in mundartlicher Beziehung gegen einander, so will uns als durchgreifende und allgemeinste Verschiedenheit bedünken, daß der Hochländer die einfachen Vocale, wo er von ihnen Gebrauch macht, rein ausspricht, während sein östlicher und südlicher Landsmann dieselben durch Vorschlag oder Nachklang in Doppel- und selbst dreifache Laute verwandelt. Man braucht nur vom Mürzthal aus über die Fischbacher Alpen oder von kärntnischer Seite über die Korralpe zu setzen, um auf diese eigenthümliche Schwellung der Selbstlaute zu stoßen. Am entschiedensten ist sie im

Sulmthale ausgeprägt, aber mit mancherlei Abweichungen und Schwächungen pflanzt sie sich trotz Mur und trotz Raab bis an den gedachten nordwestlich streichenden Gebirgszug fort und selbst weit jenseits der Mürz, um Alflen, Maria-Zell und Eisenerz herum wird man durch vereinzelt „sou“, „wounn“ und dergleichen noch an sie erinnert. Von der Stub- und Gleinalpe her erhält sich die reinere Vocalisation bis über das Grazer Feld hinaus; aber freilich, zwischen der Paß, dem Rosenkogel und der Landeshauptstadt liegt dafür ein um so eigenthümlicheres mundartliches Gebiet, auf welchem das bajuvarische trübe a, auch zum Theil dessen e und o mit dem hellen a eines anderen deutschen Stammes um die Oberhand ringt, um Hitzendorf herum mit mehr, auf dem Stainzer Boden mit weniger Erfolg.

Tritt nun das Mundartliche in Obersteier auch geschlossener auf, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es sich gegen Oberösterreich, wohl der alten Verbindung mit den Wels-Lambachern, den Traungauern und ihrer Stadt Stira eingedenk, gern schmeidigt. Dem Obersteierer diesseits der Enns kommt das Österreichische allerdings geschäftig wie die Sprache eines Krämers vor und das Volkslied des Steirers ist lyrisch, während das des Oberösterreichers mit Vorliebe erzählend und schwankhaft auftritt; anderseits ist es aber doch auch wieder bezeichnend für die gute Nachbarschaft, daß das für echt steirisch geltende „Hoamweh“: „Wo i geh' und steh', thuat mir's Herz so weh' um mei Steiermark u. s. w.“ vom Oberösterreichler Anton Schoßer (1801 bis 1849) herrührt, dessen Muße so recht zwischen der Enns und der Traun daheim war. — Für den Umstand, daß Kärnten einst so tief ins Obersteirische hinein ragte und die Grenze zwischen beiden Ländern sich so spät (1035) erst endgiltig festsetzte, ist es auffallend, daß die mundartliche Vermischung zwischen hüben und drüben nicht größer ist. Schon auf dem Obbacher Sattel verlieren sich das Füllsel „lei“, die verkleinernden „=lan“, die Mehrzahlendungen „=nan“ und die schwachen Perfectbildungen wie „g'lachn“¹. „Aft“ oder „astn“ steirisch und „nacher“ kärntnisch trennt stellenweise auffallend, wo nicht die vermittelnde tautologische Formel „aft nacher“ auftritt. Am gedachten Sattel und am Einöbpaß steifte sich ein alter Tauriskerrest gegen die späteren Grenzkarantanen. Mehr Kärntnisches drang über die Paß ins obere Rainachthal, denn die „blüameißn Zanla“, die „brinnroatn Wangla“, die „Tänbla“ und „Stanla“ haben nicht weit auf die „Zahlan“, „Wanglan“ u. s. w. im Lavantthale, und wenn beispielsweise der Voitsberger auf die Frage des Gutsherrn nach Rebhühnern dummpfiffiger Weise antwortet: „Na, un(b) scha wia! Dali Voamlan send vull va se(n)“, so sind wir mit diesem Mehrzahl-dativ von „sö“ ganz entschieden auf kärntnischem Dialectboden. — Salzburgisches drang über Tamsweg und den Radstadter Tauern ins Land, sickerte aber kaum fühlbar durch den Mandlingpaß ins Ennsthal, das

¹ gelacht.

sich heutzutage fast ebenso spröde noch gegen das Nachbarland verhält wie damals, da es ein selbständiger Gau war. Über etliche putzige Redewendungen, wie: „*Is eh recht!*“ — „*Is van Ding!*“ — „*Öppa schon*“ hinaus dürfte sich die Aneignung überhaupt nicht erstrecken. Der alte Merian bemerkt, daß man in Obersteier „etwas subtiler“¹ deutsch rede als im Salzburgischen und Baiarischen. Dieses Lob ist nicht recht greifbar, denn das Obersteirische klingt eben nicht fein, klingt beispielsweise lange nicht so leutselig und zutraulich als das kärntnische Deutsch; es ist eher wortfaul, klobig, holzschnittartig im Humor und von einer Nachdrücklichkeit im Tonfall, die selbst in gleichgiltigen Fällen sich oft wie übellaunig, meisternd und polternd ausnimmt. Von diesem obersteirischen Schlag ist vorwiegend sogar die landeshauptstädtische Redeweise.

Über Pütten und Aspang weht von altersher viel österreichischer Wind ins Land. Diesseits des Wechsels kann man Reden auffangen, wie: „*Du geahst ja schon völli mit an Stecka*“ — „*'s Wagerl han i brocha*“ — „*i geh Kirra oder Kircha*“ — „*Wocha*“ und „*Wötta*“. In den vormärzlichen Tagen konnte sich die Dialectkunst eines Castelli, Klesheim und Hans Jörgel sogar in Graz als steirisch aufspielen, wogegen sich allerdings bald das Hitzendorfer'sche als „ursteirisch“ auflehnte. Wenn also hier Niederösterreich tief einschneidet, so ist anderseits nicht zu leugnen, daß um den Schneeberg und die Karalpe die steirische Zunge vorflingt.

Wir haben also zunächst die Theilung unseres Sprachgebietes in die beiden mundartlichen Hauptgruppen und sonach eine ausreichende Landesgrenzbegehung vorgenommen. Nunmehr wollen wir uns da und dort, auf besonders classischem Boden die Sprechweise des Volkes vernehmlicher ans Ohr klingen lassen. Südlich reicht die deutsche Sprache, als undurchsägt, bis an den Posruck und die Windischen Büchel, beziehungsweise bis an die Drau und die untere Mur.

Was Untersteier betrifft, so ist, wie schon vor zweihundert Jahren geschrieben wurde, „dieses zu merken, daß man mehrertheils Deutsch in den Städten, auff dem Land aber Windisch oder Sclavonisch redet, wiewol vor Gericht in Teutscher Sprach gehandelt wird, auch die Landesfürstliche Befelch in selbiger ausgehen“.

Wenn wir nun vom Posruck aus gegen das Hochland vorrücken — die deutsche Besiedlung hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen —, so stoßen wir zunächst auf den weichen, zumeist mit Doppellauten geschwängerten Sulmer Dialect. Gleichgiltig, ob wir ihn in „*Gibaschwoal*“, „*Wis*“, „*Gleifstötten*“ oder sonstwo bis „*Lanscher*“ oder „*Leimaz*“ (wie der „*Ursteierer*“ die Ortsnamen spricht und schreibt), ob wir ihn im Krug, auf dem Marktplatz, in der Gerichtsstube, an der Regelpudel oder im „*Schwoagwald*“

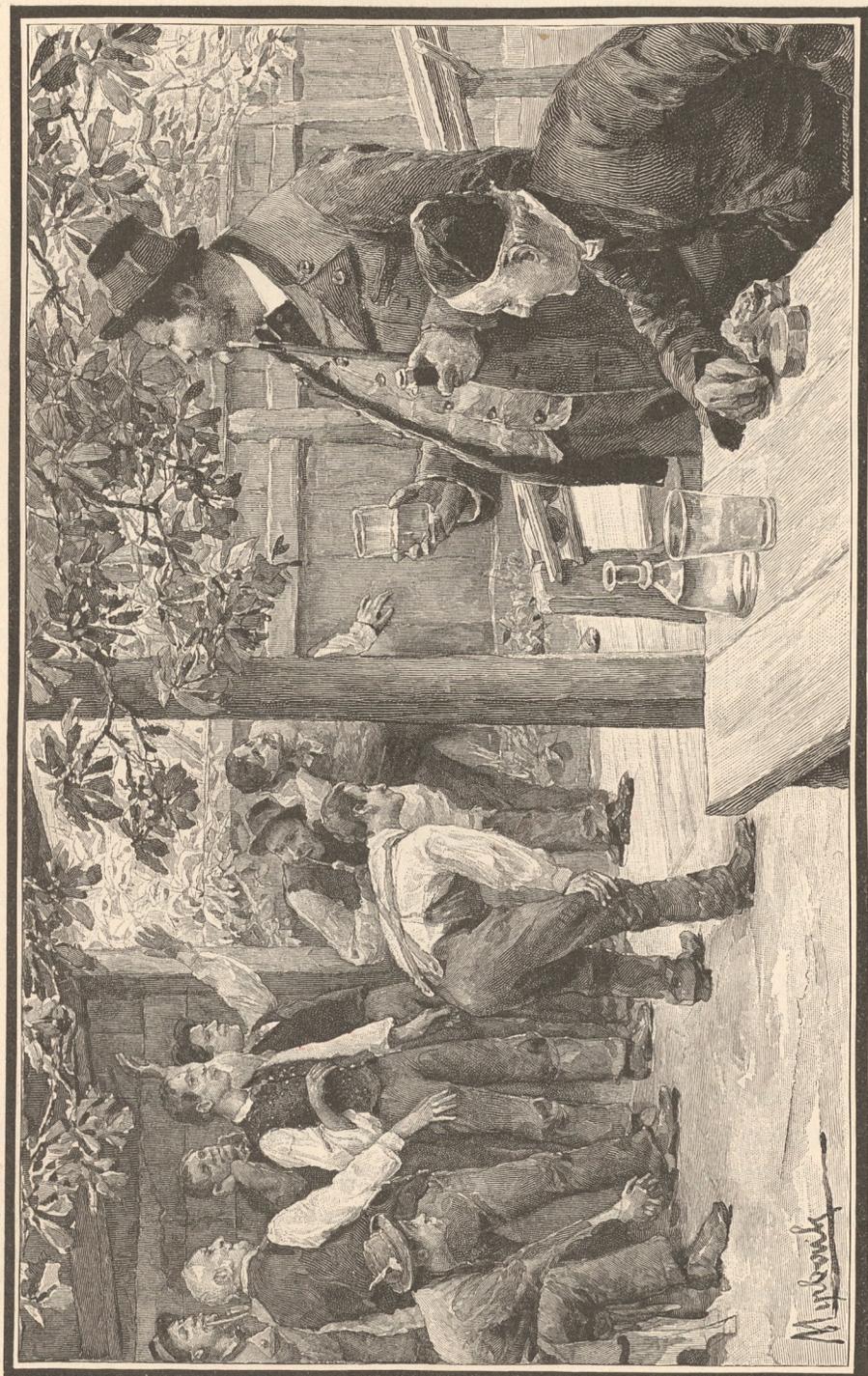
¹ Nach Joh. Elias Meichsner 1537 heißt „subtiler“ reden soviel als „mit ringeter Arbeit ussprechen“.

belauschen: er überrascht uns überall als ein warmes, fast schwüles Tongemälde von gebrochenen Farben, darin nicht einmal das u durchwegs einfach und tief schattet. Und zu der Schwellung der Selbstlaute gesellt sich noch eine lässige Verwendung der Mitlaute. Erst allmählig findet sich der Zuhörer aus dem Oberland soweit zurecht, daß er dem Redefluß Einzelnes entnehmen kann. „Dou Söippl!“ — Hei? — „Ma' st Röglauffögn? fria' st a Söichserl.“ — Jai-jä! Und der so den Buben herbeirief, „scheibt“ bald alle Neun, bemerkt aber bescheiden, den Beifall der „Unfern“ ablehnend: „Ejä, ollewal hon i's nötta gwis á.“ Gleichzeitig muß der Eine „gian Kiirchn“ und macht sich ein Anderer über sein „Eisn“ her. Ein Dritter beteiligt sich deshalb nicht am Spiel, weil er nicht „Szeit“ hat, ein Vierter trinkt sein „Biair“ aus, ein Fünfter findet den Laden um eine „Khlouster“ zu lang, ein Sechster scheidet mit dem Grusse: „Sou, pfüat eanan Gout!“, während ein Siebenter, wiewohl „gach a Rögnuwüsch niadageat“, abfahren will und den Kellnerjungen fragt: „Franzl, hwo is denn der Haus-Knücht?“ Nichtsdestoweniger „is's jai wul auf und auf dättsch“ bis „Doubl“, wo gerade eine Pferdeschau anberaumt ist und der Platzwirth seine „Diochter“ verheiratet. Daß man ins „Ta'werch“ geht, seinen „D'ftgarten“ bestellt, die „Zeitau“ liest, beim „Schmie“ sein Pferd beschlagen läßt und sich getröstet, daß man gesund „vablei“, versteht sich von selbst. Zum Steirerabend kommt man „hüsch nuz in da oafochn Tracht oder in steirischn Klüftl, wias liaber mig's¹“; den Weiberleuten ist ein Geschenk zgedacht, „wos lauta dos is“, wird aber noch nicht verrathen. „Djat“ findet sich für „Defen“, Holzgefäß; „Islet“ für Rehricht, und so wäre des Sulmthalerischen noch lange kein Ende.

„Won enk da Quascht thuat plägn,
 Daß 's glabt's, dös müast's varazagn,
 Aft denkt's nar an das Schilchathäl
 Zwijs'n Digiß und Eibischwol.“

Zumitten dieses tröstlichen Schilcherlandes liegt der Stainzerboden mit dem wohlbesiedelten Rosenkogel. Ein kräftiges, hochgewachsenes Geschlecht bewohnt die Gegend; die Männer zeigen sich bei der Arbeit häufig barfuß oder gehen im „Zo(r)gl-schuach“ einher und tragen die „rupfani Pfoad“, die „blobdruckn Housn“ und das unerläßliche „Fürschti“². Was dem Zugereisten sofort in der Sprechweise der Eingebornen auffällt, ist das ungebrochene helle a, wo für solches im Bajuwarischen kein rechter Anhaltspunkt ist, und das hier als an der Schwelle des Hochlandes zuerst massenhaft auftretende rsch. Realitätenbesitzer Hans Wolfbauer in Stainz hat den „Staanabuan“ trefflich besungen, und als Dialectprobe seien hier einige Strophen dieses volksthümlichen

¹ mögts. ² Fürsch.



Eine Begegnung.

Gefanges aus dem Manuscript mitgeteilt. Auf die ausschlaggebenden hellen á sei besonders aufmerksam gemacht:

„Jan an Fruahsti (Frühstück) a milchets Koch —
 Na, fürn Winta thut's as noch.
 's Dröschn geat fraili schwá(r),
 's wit¹ da Mogn z'schnel lá(r).
 Kímt oba da stoekat Stá(r)z²,
 Mäin, do locht ma 's Há(r)z³;
 An Fruag vull Schilchawain —
 Af da Welt kán⁴ nig besser sain!
 An Schilcha trinkt 'r extra gä(r)n⁵,
 Fraiki will er nimmer recht wä(r)n⁶;
 Er heíßt 'hn noch fest zom⁷,
 Won a die Dárm weah thon,

Won a die Hoa(r) af d'Heach stánd
 Und di Augn schea wássári wánd⁸;
 Unser Hárrgát⁹, denkt er g'lossn,
 Hat'n net besser wachsn lossn.
 Z'Suntas in di Kirchn trochtn,
 Es¹⁰ iam an richtas Sochn;
 Da gibts foa G'spöt, foa Lochn,
 Er thuat Alls ándli¹¹ mochn.
 Er wor'schtat¹² gebuldi schea,
 Wit iam nót z'hor'scht¹³ as Steah',
 Won d'längti Zeit a glei
 Wia vabüandt¹⁴ is d'Sakrastei.“

„Da Staanzabua“ klagt des Weiteren über die „vasuachti Lábni-Thi“¹⁵, weil sie so „kvarazt“, wenn er zu seiner Schönsten will, die ein Gesichtchen hat „wia Pföschí roath“. „Mö(i)“¹⁶ soll er auch nicht zu seiner Mirzl? Er ist ein sauberer „Kárl“¹⁷, geht „schárf“ ins Abenteuer und weiß doch geschickt den „schwárn“ Verdacht von sich abzulenken. — Von den Koaftfoglerinnen heißt's:

„Hiíchi Deandli mit roathi Wángli
 Und so schian ausgnáhti Hángli¹⁸,
 Dö kían s'ih so lusti dráhn,
 Daß s' oan 'n Staab in d'Augn saan.“

Und die Bursche tanzen, „daß's va di Schuach-Stöckli daooha gáht (wie Funken hervorsprüht)“. Wem fallen da nicht auch die vielen Schluß-i auf?

Näher bei Graz haben die Hízendorfer ihr Anwesen. Sie sind kaum minder dialectberühmt als die Stainzer, denen sie auch in manchen Stücken ähneln. Auch sie haben ihren „Hárrgát“¹⁹; sie sind keine „Hárren“²⁰, sondern Bauern; sie bewohnen keine Stadt, sondern ein „Darf“; sie leben alle noch, wenn sie nicht „g'stárbn“ sind, und ihrer mehr als Einer ist über ihren „Kirchtudn“ hinausgewachsen. Wie hier der Thurn oder Thurm das r verliert und dafür ein d faßt, so sagt man Hízendorferisch auch lieber Stedn, Kedn, wedn, Bidn als Stern, Kern, werden, Birn. Der bereits erwähnte Ursteirer ist ein Hízendorfer. Es ist dies Ferdinand Puff, der getreue Mitarbeiter des „Steirer-Seppl“. Obwohl längst in Wien wohnhaft und bereits achtundsiebzigjährig, läßt Herr Puff noch

¹ wird. ² Sterz. ³ Herz. ⁴ kann. ⁵ gern. ⁶ werden. ⁷ zusammen. ⁸ werden. ⁹ Herrgott. ¹⁰ ist. ¹¹ ordentlich. ¹² wartet. ¹³ zu hart. ¹⁴ verbündet, verfehlt. ¹⁵ Thür in die Hausflur. ¹⁶ weßhalb. ¹⁷ Kerl. ¹⁸ Achselstege. ¹⁹ Herrgott. ²⁰ Herren.

immer manch launiges Blättchen als einen Gruß an die Heimat ausfliegen. 1852 veröffentlichte er in Graz ein Büchlein „Steirische Bauern-Gsposäß“ (Dramolets und Erzählungen) und den darin angeschlagenen Ton hält er in kleineren Szenen und Gesprächen noch getreulich fest. So schreibt er:

„Knecht Seppel: Dös Baur, a Lodetu¹ suat² i do mötnehm, wonn i do ba da finstern Nocht af Gibaschwoal soarn muaß. Fosl-Baur: Des³ nôt neadi⁴, dei roathhoradi Schedl leichtat ea gnua.“

Der Hibendorfer wird leicht „schichti“; der saure Schilcher beißt ihm „frei's Grieb⁵ o“; wo er etwas hinstellt, da hat es seinen „Broat“⁶, und wenn er vor dem Haus steht, so ist er „af da Grean“. „Memö“⁷ nicht auch?

Die Grazer Volksmundart erfreut sich keines sonderlich guten Rufes, wir finden sie aber weder viel verschieden noch erheblich „harber“ als die auf manchen Wiener „Gründen“. Was gewisse Landstriche unweit von der Hauptstadt — wir nennen beispielsweise ohne näheren Hinweis den östlichen Bezirk Feldbach — anbelangt, so kann freilich selbst der schonendste Landsmann nicht in Abrede stellen, daß die Leute, wenn sie in die Hitze gerathen, — bellen. Der Tonfall ist nämlich der ausgeprägteste und schärfste Zambus. Fallen mehrere Silben auf die Senkung, so werden sie gekürzt und verschluckt, und der Unterkiefer geräth dabei in eine schier krampfhaft schnelle Bewegung. Die nachstehende Geschichte von Untreue und Abkehr stammt zwar aus dem Böllauischen, verräth aber gleichfalls nichts weniger als eine leichte Zunge; man lese oder sänge:

„Und 's Deandl
 Hat a falsch G'müath g'habt
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,
 Wa' falsch g'wödn ban Herz.
 Und wia(r) er's af da Falschheit
 Hat ertappt g'habt
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,
 Hat 'rs neama gern g'habt, wia z'ericht.“

An dem östlichen Grenzsaum uidelt's und es uidelt auch stellenweise tiefer im Land, wo man die Heanzen weniger seßhaft wähnt. Der „Bui“ schlägt, wie der Spottvers geht, die „Rui mit'n Huit, daß Alls klöschn thuit“. Der Eintretende grüßt die Wirthin: „Guidn Murring, Frau Muida“ — und bekommt die Einladung: „Grüaß Gott! Setzts eng nieda, schneits eng a Brod“. Das „Gruikraut“⁸ läßt sich der Blauanker schmecken und ins „tuisse“ Ungarn zieht er auf Arbeit. Die Repetir-Heanzin ist sprichwörtlich, und sie gibt von ihrer obstreichen Heimat Auskunft: „Bon der Wiesen sama, a so sama, daß

¹ Latern. ² sollt'. ³ das ist. ⁴ nöthig. ⁵ Lunge. ⁶ Flaz. ⁷ warum. ⁸ Grubenkraut.

ma's san". Eigenthümlich sind Wortstellungen wie „I geh weiter nôt — i mag di mehr nôt“, und zwar sind diese Schwenöter noch diesseits der Grenze, im steirischen Frühhopfenlande daheim. Gut heanzisch klingt:

„Drai schneewaisi Täubal
Fluign üba main Do'¹
Diaz muis is' vaftein,
Daß mi mai Bui nima mo'².

Die Gule heißt der „Luff“; „Aua-La'"³ geht man brocken; das Vieh treibt man auf die „Nich“; das Korn ist „greifi“ oder „reift“ gut, und wer mit Ochsen fährt, muß sie „mein“ oder „menen“⁴.

Wo der Bergheanz aufhört und der Jaggler anfängt, ist schwer zu sagen. Gleichwohl gilt das Jaggland, so genannt von St. Jakob im Walde, für eine eigene Dialectsdomäne. Redselig ist der Jaggler gleich dem Heanzen. Gibt es etwas Umständlicheres und zugleich dem Bedacht Zuträglicheres als die drei jagglerischen Bejahungsformeln, wie sie uns Rosegger mitgetheilt hat? I. „Segi wird aft sifst wul sein já.“ II. „Segi wird lad⁵ öppa namla hißch wauhr ah sein“ und III. „Segi wird aft sifst lad öppa namla hißch wul fruandla wohr ah sein, já!“ — Dem Kleinzell anderorts entspricht hier ein Wenigzell und die aus Waldbach, Schildbach, Löffelbach werden zu Wald-, Schild- und Löffel„bäckern“. Während den Kzern, Blumauern, Riegersburgern und Anderen das p oft näher liegt als das b („Was i schuldi pin, wiar i pezoln.“ — „Mei olaliapsta Bruida!“ — „I kaf d'r a rosenrod Paund“), macht den Jagglern das sp oder phonetisch richtiger schp Schwierigkeiten, daher sie „Schweck“⁶ schneiden, „Schwa“⁷ klieben und „schweres“⁸ Koch „eiffen“. Sie haben ferner keine Pause, sondern an deren Stelle ein „Halbaubendmauhl“ und die „Watschen“ sind bei ihnen ungefährlich, denn so heißt eine beliebte Mehlspeife.

Jetzt kehren wir aber dem diphthongirenden Hügelland den Rücken und steigen von Matten aus den letzten Gebirgsattel hinan, der uns vom Mürzthal scheidet. Wir betreten auf diesem Übergang das Alpel, den Heimatboden desjenigen Schriftstellers, der nicht nur seinen angestammten Dialect, sondern die steirische Mundart überhaupt zu hohen literarischen Ehren gebracht hat. Es ist dies P. A. Rosegger. Wir werden seiner später noch gedenken. Aber hier schon ist der Hinweis gerechtfertigt, daß er mit seiner empfänglichen Jugend ebenso tief in dem Jagglerischen als in der Mürzthaler Mundart wurzelt, daß also sein literarisches Wesen von Haus aus nicht weniger durch den südlichen als durch den eigentlichen Hochlandsdialekt befruchtet worden ist. Beide Elemente hat er denn auch zu seiner reichen Eigenart verschmolzen und sich so zu künstlerischem Gebrauche eine wahrhaft volksthümliche Sprache geschaffen.

¹ Dach. ² mag. ³ Hornlaub. ⁴ leiten, führen. ⁵ leicht. ⁶ Speck. ⁷ Späne. ⁸ spärres, hartes.

Das Hochlandsteirisch ist, wie bereits erwähnt, einheitlicher als das des Hügellandes. Gleichwohl sondert es sich merklich nach den drei Hauptthälern, dem Mur-, dem Mürz- und dem Ennsthal; die beiden erstgenannten sind sich sprachlich näher verwandt als das dritte den zweien. Seine schönste Blüte, seine wohlklingendste Entfaltung hat unser Hochlanddeutsch auf dem Murboden bei Knittelfeld. Es ist dies die Meinung des feinfühligsten, volkskundigen J. Vincenz Sonntag (gestorben 1847 in Seckau als Gerichtsactuar; Nekrolog in der „Stiria“ des genannten Jahres; sein Hauptwerk „Die Steiermärker naturgetreu geschildert“ handschriftlich im Landesarchiv), und diese seine Ansicht ist bisher unangefochten geblieben. Der Dialect hält sich im Allgemeinen auffallend rein von verkleinernden Formen, Redefüllseln und Flickwörtern. Er ist schlicht, wortkarg und zielt gerade aus; an alten Wortstämmen und Wendungen ist er reich. Doch besser als jede weitläufige Beschreibung stellt ihn nachstehendes Lied „a'n Mon(b)“ ins Licht, ein Strophenlied von schöner Composition, hervorragend durch Ausdruck und Wohlklang und geradezu bewundernswerth ob der sicheren Verwendung von Conditionalformen; es lautet:

„Denk i, es war a jo,
Scheinat da Mon
Und i kunat nôt schlafn:
Was stelat i on?
Gangat zan Fensta, that
Schaun und that schaan,
Und that slichn und nahn¹ —
Und doch wolt's ma nôt g'schlaun².
Singat ja d'Nachtigal,
Nizat die Nil³
Und es kalat⁴ da Hund
Zu 'n Mon alaweil.
Denk i, es war a jo,
Kamat mei Bua
Und 's Fensta war offn:
Glabt's, machat i's zua?

Denk i, es war a jo —
's will sih nôt thoan,
Denn i han ja foa Biiabl,
I bin no aloan!
Schau wol zan Fensta —
Schaut eina da Mon
Und er schaut in mein Bett
Mih langwali on;
Bringt ma foa Biiabl mit,
Lazt mih aloan,
Und mei Herzl thuat zitem,
Mei Augerl thuat woan.
Sulst dih wol schaman,
Pfiu, garstana Mon!
A Deandl jo groaman⁵ —
Was hast denn davon?“

Dieses Lied findet sich auch in diphthongirender Fassung; darnach lautet die erste Strophe:

„Deint i, es war a jou,
Scheinad da Maun

Und i kumad ned schlafn,
Was stöülad i aun?“

Im oberen Murthal, wo „der“ Luft scharf, ist die Ausdrucksweise mitunter sehr klobig. Ein Dienstmädchen soll nicht „hinterprogen“, sonst läuft's Gefahr, „a'droschen“ zu

¹ Nähen. ² schleunig von Statten gehen. ³ es krächzte die Gule. ⁴ bellte. ⁵ kränken.

werden; und wenn's „hohlgeat“¹, findet es „hiahtn“ anderwärts keinen Anwerth, zumal, wenn es noch ein „Poperach mitzarrt“². Bei den äußersten „Krackabern“ heißt's „huffi“³ arbeiten; es bleibt nicht lang „wa(r)m“ und es hat „koan G'schick“, wenn bis „Er(f)ten“ das „Ro(r)n“ nicht eingeführt ist. Ein guter Wirthschafter hat „'s Geld nôt auffiz'schenkn“ und beim Viehhandel ist ihm „de Scháging nôt fal“, aber 's Nachlassen — segt wul“. Der Böls-Boden — „haft 'hn g'jeachn?“ — ist „wia a schens G'mál“⁵; es ist „a Glust“ da zu leben und wer gut thut, kann auch überall leicht „durchikem“. Aber der Bauer „gibt nôt leicht üba, so lang eahm d'Augen offen stend“, und so lang ist auch der Zunge „ganz verhabt“; denn der Alte hält auf Ordnung wie ein „wachbarer“ Hund.

Im Ennsthal geht die spröde Hochlandsweise merklich in den redseligeren österreichischen Ton über. Aus dem „Buam“ wird ein „Buali“, ein „Büabal“ und wohl gar ein „randigs Bürschl“; man steigt auf die „Bering“ und ins „Biri“ und das fabelhafte Thier „Birstugn“ „zerschmaddert“, wenn man ihm „a weiß Tüachal“ vorhält, am Steinfelsen; aus dem Stoßvogel wird ein „Steßer“; das kurze vierzeilige Volkslied nimmt hier den Titel „Schnaddahüpfel“ an, und wenn Einem etwas „z'weri“⁶ geht, so hat man hier ebenso wie im Mürzthal daran ein „Hadaweri“⁷. Die säuselnden „ins“, „injer“, „inten“ für uns, unser, unten und dergleichen sind jenseits der Enns wie, aus gleicher Ursache, am steirischen Gehänge des Wechsel häufig; sie ziehen sich auch den Schöckel entlang.

Der Auffer „Bachwirth“ Johann Kain unterhält seine Gäste mit coupletartigen volksthümlichen Gefängen nach eigenen Weisen unter Guitarrebegleitung („Lieder aus Auffer“ Wien 1884) und der um 1872 verstorbene Engelbert Winkler feiert in einem Nachlaßgedicht Auffer, seine „Hoamat“, nicht ohne Witz und Wärme. So erzählt er, daß auf dem Dachstein einst ein übermüthiges Sennerinnenvolk gehaust habe:

„Drum ham s' recht zan Budan und Schotturührn g'schaut
Und von den ham s' a Stiagn bis ins Thäl ohá baut.“

Diese Butterstiege war jedoch von keiner langen Dauer, denn bevor ihr noch die Sonne zusehen konnte, kam ein strafendes Unwetter und überschüttete die mißbrauchte Gottesgab' und

„Seit dem bleibt da Schnee dö ganz Ewikeit lieg'n“.

Und so sind wir bereits an die mundartlichen Natur- und Kunstdichter herangefommen, obwohl wir noch manches Thal und manchen Graben auf die Volkszunge zu verhören hätten. Wir haben Dichterstimmen beizubringen und diese werden einigermaßen den Ausfall decken, indem sie von den sprachlichen Eigenthümlichkeiten je ihrer

¹ Durchgeht, den Dienst verläßt. ² ein Kind mit ins Haus bringt. ³ schnell, eifrig. ⁴ feil. ⁵ Gemälde. ⁶ quer. ⁷ Haderwerk.



„Im Mondschein.“

Heimatscholle Zeugniß geben. Um die älteren steirischen Dialectdichter — und wir können sie kaum über eine Generation hinaus zurückverfolgen — war es keineswegs zum besten bestellt. Man achtete ihre Kunst für müßig, für unwerth einer literarischen Beachtung. Was von ihren Schöpfungen einer flüchtigen Gelegenheit diente, fand noch am ehesten Beifall, ging aber auch mit ihr unter. Man bewahrte und sammelte davon wenig und noch weniger wurde zum Druck befördert. Zur Noth kennen wir aus dem „Aufmerksamen“ Franz Ostfeller und aus der „Stiria 1844“ den talentvolleren S. Fridl. Der Grazer Buchhändler Jakob Franz Dirnböck (1809 bis 1861) lebt in seinem zum Volkslied gewordenen Gesang „Hoch vom Dachstein an u. s. w.“ fort und Dr. Anton Schloßar hat ihm in seinen „Cultur- und Sittenbildern“ ein biographisches Denkmal gesetzt, durch mitgetheilte Proben auch für dessen mundartliche Muse Anerkennung werbend. Zur Würdigung des gemüthvollen Admonter Professors P. Thassilo Weymayer (geboren in Zeiring 1825, gestorben 1874) können fast nur dessen „lustiger Steirer“ und „'s Woaserl“ in Fr. Stöckl's „Steirerliedern“ herangezogen werden. Franz Sommerauer starb 1885 in Leoben als Kanzlist und sein Nachlaß scheint jetzt schon bis auf Weniges, das sich in den Händen seines Sohnes Josef in Mürzzuschlag befindet, verzettelt zu sein. Er war, nach seinem Festgruß an die Stadt Leoben zu deren sechshundertjähriger Jubelfeier zu urtheilen, ein starkes Talent; er sang da unter Anderem:

„Viel Schens kann Enker Jubelfest
In Weitem noh bedeuten:
A jeder Vogl liabt sei Nest,
Und so is 's a bei'n Leuten.

A Jeder hat sei Hoamat gern,
Wann f' a in Wald tias hinten;
Woa G'scheidter kann dö Liab erklärn —
Der Steirer thuat f' empfinden.“

Rosegger (geboren 31. Juli 1843) erwuchs aus dem Kleinen und Engen zu großer allgemeiner literarischer Bedeutung und das kommt nunmehr unserer gesammten Dialectpoesie zu Statten. Streng genommen gehört Rosegger diesem Gebiete nur mit den drei Büchern „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoasteirisch“ an, aber es ist im ersten dieser Bücher kaum ein Jugendlid, das nicht Volksgefang, kein Spruch, der nicht Volkswitz geworden wäre, und mit den mundartlichen Profastücken der letzteren Sammlungen hat der Dichter des Steirers Sinn und Gemüth, sowie seinen eigenen sieghaften Humor nun schon fast in allen deutschen Gauen zur Geltung gebracht. Der tiefste lyrisch-epische Gesang Roseggers ist „Mei Voda“ in „Stoasteirisch“; derselbe handelt im Tonfall des Hexameters in ergreifender Weise von der Mutter Sterben und des Vaters still ringender Gottergebenheit. Roseggers Hochdeutsch in seinen Schilderungen des Volkslebens und der Alpenwelt, in den prächtigen „Schriften des Waldschulmeisters“, in zahlreichen Erzählungen und Humoresken hat das Mundartliche vielfach zum Einschlag und fast allweg zum goldigen Hintergrund. So ist seine Schriftsprache mit dem Dialect

verwachsen und hat sich aus diesem aufs glücklichste bereichert; ein angebornes ungewöhnliches Sprachgefühl trug noch das Seine bei, und so darf uns des Dichters anmuthige sprachliche Individualität und deren Reiz und Werth für den Kenner nicht Wunder nehmen. Roseggers Monatschrift „Der Heimgarten“ erscheint seit 1876 und hat sich all diese Zeit her als Hort für mundartliches Wesen erwiesen.

Karl Morré (geboren 8. November 1832 in Klagenfurt) dürfen sich die Kärntner zuzählen und sie werden es auch kaum unterlassen. Aber in Steiermark war Morré beamtet, in Leibnitz hat er sich ansäßig gemacht, in den steirischen Landtag ist er gewählt worden und von Graz aus hat sein „Mullerl“ die sieghafte Fahrt angetreten. Scharfe Gestaltung, Improvisations- und Situationswitz, eine leichte Führung, die den Zuhörer mit Gedanklichem nicht überbürdet, und im Hintergrunde ein redlicher Eifer für sociale Verbesserungen, nirgends zu vorlaut oder doctrinär, zeichnet alle Volksstücke Morrés aus. Sociale Mißstände (Loterieleidenschaft, Spielwuth, Einlegerelend, Vereinsmeierei, Heiratsvermittlungen) und Herzensconflicte gehen also überall Hand in Hand. Daß dies möglich ist, daß die beiden Elemente einander nicht fremdartig und unvermittelt gegenüberstehen, bewirkt die meist ansprechende Fabel und die glückliche Gestaltungskraft, welche Schemen als Träger von Ideen nicht zuläßt. Dem „Mullerl“ gingen die „Familie Schneek“ und die „Frau Rätthin“ voraus; nachgefolgt sind die „Statuten der Ehe“, der „Glückselige“ und neuestens der „Regimentsarzt“. Das Mundartliche nimmt in diesen Stücken das geeignete Colorit, die gehörige Localfarbe an, macht sich zugleich aber für alle Alpengegenden leicht zungengerecht.

Ein hoffnungsvoller Anfaß ist auch von Friedrich August Kienast (geboren 1853 in Melk, Pharmaceut, Schriftsteller in Leoben) zu verzeichnen. Sein Volksstück „Besiegte Vorurtheile“ ist ansprechend in der Erfindung, schlicht in der Führung: eine Schauspielerin verdingt sich als Stubenmädchen bei der Mutter ihres Geliebten, um dieselbe von den Vorurtheilen gegen ihren Stand und das Literatenthum abzubringen. Von den mundartlichen Gedichten Kienasts ist vieles treffend und reizvoll. Hier auf gut Glück eine Probe: „G'schwind muaf's gehn!“

Grüaß diß Gott, Schwoagarin!
 — Grüaß diß Gott a!
 Möggt nôt mei Packn¹ wern?
 — Waß nôt, wia's wa(r).
 That diß a heiratn . . .
 — Bua, du bist fein.
 Schazerl, morgn hol i diß,
 — Guat, i schlag ein.

Gib mar a Bußerl hiaßt!
 — Dans, Bua, meintswögn.
 Gengan zan Pfarrex aft . .
 — Hab nix dagögn.
 Laß uns vakündtn glei,
 — Bua, das war ra(r)!
 Hiaßt bhüat diß Gott dawal!
 — Bfüat diß Gott a!

¹ Schatz, Geliebte.

Nur aus dem „Heimgarten“ (Zuniheft 1886 f.) kennen wir Dr. Leo Sprung in Graz, und zwar als Übersetzer Burns'scher Lieder ins Steirische. Diese Übersetzung dichtet aber nicht nur den gegebenen Inhalt nach, sondern ist zugleich eine förmliche Übertragung desselben in die entsprechende steirische Zuständigkeit. Ton und Rhythmus des Originals sind überraschend gut getroffen und die Arbeit verräth einen gar feinen Sprachsinn. „She is a winsome wee thing“ versteirisch Dr. Sprung:

„Sie is a saubers Dingerl,
Sie is a handsams Dingerl,
Sie is a herzig's Dingerl,
Mei Weiberl da, mei süßs.

Ih kenn kaan schöner's Ewerl;
Ih trag das Herzenskäferl
Van Herz as wie a Breverl,
Nur daß ih's nit verlies u. j. w.“

Das entsprechende Hochdeutsch von R. Bartich lautet:

„Sie ist ein niedlich Goldchen,
Sie ist ein hübsches Goldchen,
Sie ist ein nettes Goldchen,
Das süße Weibchen mein.

Sah nie ein schönes Schätzchen,
Weiß mir kein liebres Käzchen;
Am Herzen ist dein Plätzchen,
Mein Hort, mein Edelstein!“

Franz A. Freihelm in Graz hat von seinen 76 Jahren an 42 im Dienste des Staates zugebracht und zwar als Bandist, Hautboist, Diurnist, Amtsdienersgehilfe und Beamter (Official). Ein glücklicher Humor hielt ihn in allen Lebenslagen aufrecht. Sein Lied ist heiter, gesellig und entbehrt weder des Tactes noch des Wohlklanges. Hier ein Paar seiner „Soldaten-Schnaderhüpfel“:

„Wer's Pulver gern riacht
Und a Kugel net scheut,
Der hat, wann's recht krachen thuat,
Allweil sei Freud;
Ma muas da nur denken:
A Kugel is blind,
Das is a die Urjach, daß i'
Dan net glei findt.

Dan Gott und oan Kaiser
Und oa Voderland:
So is den Soldaten
Sei Glaub'n kurz beinand;
Drei Stroach auf da Trummel,
Dös is für eam g'mua,
Da macht 'r ganz hoamli
Sei Andacht dazua.“

Als Bauernkind 1850 geboren, von einer bürgerlichen Töpferfamilie in Weiz aufgenommen und großgezogen, mußte Bartholomäus Hiebler selbst auch Töpfer werden, trotzdem heißer Bildungsdrang ihm andere Bahnen wies. Der Autodidact hat sich zu geistiger Erhebung und Klärung durchgerungen; aus dem, was er bereits gesungen und niedergeschrieben, ließe sich unschwer ein ansprechendes Buch zusammenstellen. Im Mundartlichen geräth ihm weniger das lyrisch Stimmungsvolle als das Erzählende, das



„Drei Streich' auf der Trommel.“

Schwankhafte und das gehaltvolle Gelegenheitsgedicht. Gefühlvoll sind aber die nachstehenden, „Sirius“ überschriebenen Strophen:

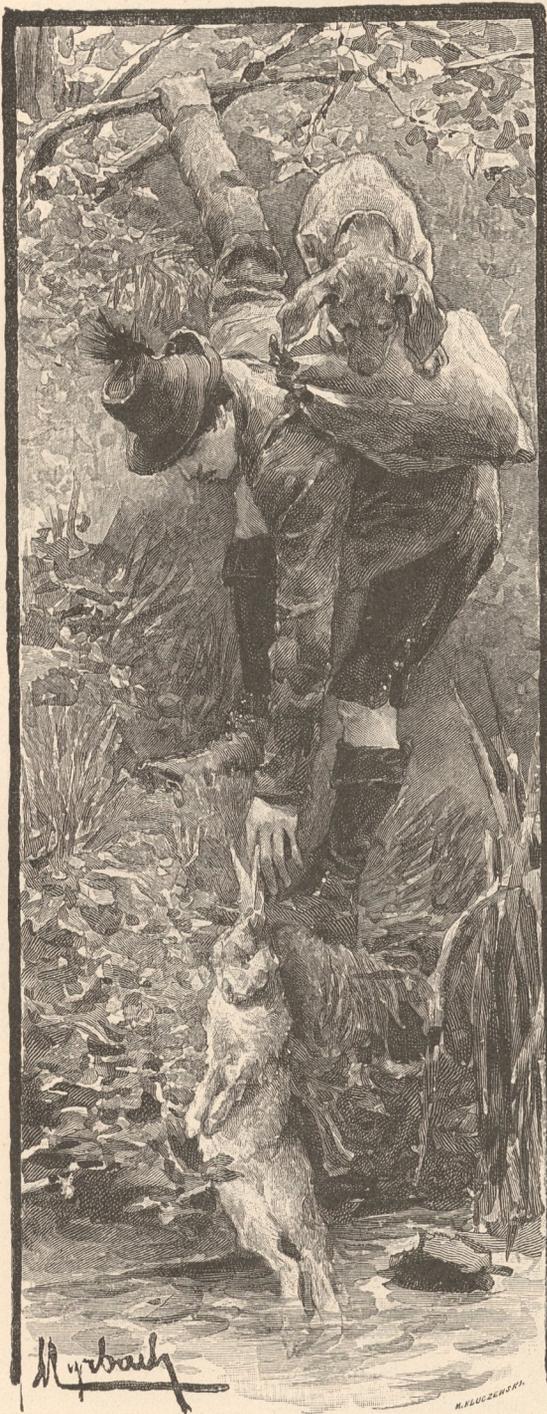
Mei Müaterl is g'jessn in Großahnlstuhl;	Do glonz'n und finkerln unnißla viel Stern,
Bis Nocht wird, do thuat ihr as Kostn scha wuhl.	Se leucht'n uns Menschen wul nohand und fern;
Und long schaut's af's Fensta, oft sogt sie gonz lind:	Und oana dort, siachst'n, Bua? glonzt der nit fein?
Ih muuß da wos sog'n, geh her, mei liabs Kind.	Derjel mit'n roth'n und grünladn Schein?
Siachst dort auf'n funkelnd'n himmlischen Zelt,	Viel hundert mol hob ih den Stern wul betrocht',
Wo hirz da liab Herrgott grod zält sein olts Geld,	Wonn ih die gonz Nocht ba dein Wiagerl durchwocht.
Dort, wo er hat aufg'richt' sein guldanan Thron	A du sullst, so oft du'n siachst, denk'n auf miß
Und auffizeln wird amol Riad'n sein Lohn:	Und schickn an Seufza zan Himmel für miß.

Wer woaß, ob ih'n heunt net zan Letzt'mol g'jegn! —
 Und richti, togs drauf is f' am Tod'n scha g'legn!
 Da Stern hot wul g'funkt a grod so wia eh'r,
 Als Muata-Mug oba, dös siacht'n nit mehr.“

Frißch, treffend und schneidig sind die Liedchen, welche Franz Legwarth feuilletonistischen Schilderungen des Kirchtagtreibens, des Bergmannlebens, des Liebeschäfers und dergleichen einzuwerleiben versteht. Legwarth, 1861 in Wildon geboren, ist Präsidialkassier bei der k. k. Finanz-Landesdirection in Graz und pflegt gute Nachbarschaft mit Morré; „Da schorfi Hund“ möge seine Weise darthun:

„Sprengt mei' Kastor an ong'schoff'nan Hos'n in Boch,
 Oba d' Wänd' war'n eam z'gach und d'rüm geht er'n net noch;
 Wos bleibt ma do übrig, ols selba mi z'biag'n,
 Schön vürsichtig, wann i dos Bratl will kriag'n.
 So knia i mi nieda, da Hund neb'n mir,
 Der springt und der tanzt scha vur lauta Begier.
 Dos Haserl, dös hot si in Bosch'n vahängt,
 I hon's a scha richti ba d'Löfl dag'lengt.
 I nimm ma an Durand, so, hiazt hon i hu fest;
 Da Kastor is eh scha ganz narrisch fost g'west —
 Do sliagt 'r auf mi scha so sickarisch on:
 I soll eini in Boch und da Hos schwimmt davon!“

Ein tiefes Gemüth, ein feines lyrisches Talent bekunden die mundartlichen Gedichte der Frau Marie Kartsch, geboren in Salzburg 1848, Tochter des Dichters der oberösterreichischen „Feldbleaml“, Enkelin des Decorations- und Landschaftsmalers J. Kübler, in Kindberg wohnhaft seit 1869. Dichterische und künstlerische Begabung sind denn auch in dieser merkwürdigen Frau vereinigt und zu schöner Blüte gediehen. Marie Kartsch ist eine Blumenmalerin von Ruf, und als Dichterin, als Erzählerin, im Mundartlichen wie



„Der scharfe Hund“.

im Schriftdeutschen, hat sie sich schon vielseitige Anerkennung erworben. Sak. Ed. Schmölzer hat wie Hofegger'sche, so auch viele Lieder der Frau Kartsch in Musik gesetzt: „Amnfrieden“, „Tagaliad“, „Was 'n Steirer g'freut“, „Abschied von der Alm“, „Paar und Paar“, „Im Thal und auf der Alm“ und andere mehr. Von den „Almröserln“ lesen wir:

„Hoch drobn in die Wänd
Blüacht d' Almröserlstaudn,
Balsd a Blüach willst daglenga,
Muacht dih außz'steign traum!
Es wachsn a d' Röserln
Zu Thal drunt, grad guua!
Um a Almbliach muacht extra
A Schneid habn, mei Bua!
'S is was Dagns und was Schöns
Um die röserlat Blüach,
Und a Almbiandl z'liabn,
Schätzt wol Hoana dö Müach.
Süaßi Röserln in der Hüttln,
Rothi Röserln auf der Wand
San noh häufti guua z'findn
Zu schön Steirerland.“

Und „was der Steirerbua denkt“, gibt uns die Dichterin folgendermaßen kund:

„Wer's steirisch Gwandl
Nöt allzeit ehrt,
Der is a fein Landl,
Sein Hoamat nöt werth!
Und wer 's steirische G'sangl
Und a Tanzl nöt liabt,
Der bleibt a dreidoppelter Narr,
Bis er stirbt.“

Als Mürzthaier Sänger und Sangesfreund ist auch Dr. Christian Boenneken (gestorben im Herbst 1888) bekannt; er singt beispielsweise vom Alndeandl:

„Wonn i scheidn thua,
Kuaft's ma nomal zua:

Bua, wonnsd ondas komst, kum bald zu mir!

Und mei Herzl schlogt

In der Brust und sogt:

Wo i's kinna that, i bliab bei dir!“

In jüngster Zeit haben sich mit heimatlichem Klang und Sang Fräulein Anna Werchota, 1853 geboren in Kaisersberg, und Lehrer Hans Fraungruber, 1863 geboren in Obersdorf, bemerkbar gemacht. Endlich darf sich Schreiber dieses mit dreien seiner Büchlein („Zan Mitnehm“, „Nix für unguet“ und „Bloderjam“) wohl selbst auch seinen singenden Landsleuten beigegeben, wenn darin auch viel Karntnisches mitklingt. Diese Büchlein sind nämlich wesentlich nach den Eindrücken geartet, welche der Autor als Kind in seinem Heimatsorte Obdach, als Convictist im Benedictinerstifte St. Lambrecht und als Student in Klagenfurt gesammelt hat. Im Merian ist eines „sonderbaren“ Eisenerzer Gefanges oder „Bergreyens“ Erwähnung gethan, „so anno 1588 von Sigismund Ganstingl gemacht worden ist“. Dieses muthmalich volkstümliche Standes- und Arbeitslied ist wohl unwiederbringlich verloren gegangen. Als ältestes Schnaderhupfel ist bisher in Zahns „steiermärkischen Geschichtsblattern“ der Spottreim auf das Reberhammerlein Freiherr von Paar vom Jahre 1600 nachgewiesen worden; er lautet:

„Der Herr von Paar,
Das is a Paar

Und was er redt,
Das is net wahr.“

In einem Admonter lateinischen Schuldrama: „Isaac . . .“ von 1767 spricht und singt die lustige Person, der Kameelfuhrer, deutsch in der Mundart, und zwar unter anderem:

„Rebecca bist do?
Wia bin i so froh!

Du bringute Seel,
Staig a' von Kameel!

Kameel, Kameel . . . so hel, so hel,
So schuel, so schuel . . . Kameel, Kameel!
Scheint nit der Mond so hel,
Reith nit der Tod so schuel?“

Der lateinische „Phoenix...“ von 1775 ebenda hat im Anhang einige mundartliche Lieder, und zwar a. Kirchen Hiaserl, b. Bauern Rath, c. der Tyroller Todl und d. der Todl kommt von St. Gallen zurück. Strophe 7 in a. lautet:

„Es is schon mein Langhens, es is schon ein Eicht,
Do a fromma Geistla mei Kirche: hat g'weicht,
Jetzt kumt schon bald zucha mein s. ircherweihfost,
Dabei is der Lipperl Acolythus g'wost.“

Den alten Paradeis- und Weihnachts-, den Passions- und Dreikönigsspielen schlägt der Dialect wenigstens ins Genick; in den Bauernspielen und Volkscomödien ist sicher die lustige Figur mundartlich ausgestattet; was in sonstigen Spielen und Volksbelustigungen scenisch ist, findet im reinsten Dialect seine Auseinandersetzung, und in den Weihnachts- und Krippenliedern ist Alt-Mundartliches zu erfragen.

Die gedachten „Geschichtsblätter“ (1880 bis 1885) haben viel mundartlich Werthvolles zutage gefördert.

Der Vorderbergerin „Frau Maria Elisabeth Stampfer Hausbuch“, gleichfalls von J. von Zahn herausgegeben, Wien 1887, plaudert treu- und warmherzig aus den Zeitläufen von 1666 bis 1694.

Was von Luthers Tagen ab von Nikolaus von Wyle, dem Eßlinger Stadtschreiber, von Achilles Pirminius, vom Wiener Gelehrten Wolfgang Lazius, von Johann Rasch aus Böchlarn, vom Züricher Konrad Gesner, vom Oberpfälzer Scioppius und anderen Männern der österreichischen, also auch der steirischen Mundart zu Glimpf und Schimpf geschrieben worden ist, findet sich je an seiner Stelle in Ad. Socins „Schriftsprache und Dialecte“, Heilbronn 1888.

In unserem Jahrhundert wurde die Sangeslust des Volkes durch den unvergeßlichen Erzherzog Johann neu geweckt. „Als Freund der Alpen und Schätzer des Charakters ihrer Bewohner hat er auch an ihren ländlichen Freuden theilgenommen, insbesondere ihrem heiteren und gemüthlichen Volksgejange gerne und mit vollem Verständniß gelauscht: und daraufhin entstanden jene vielen Sammlungen von Steirischtänzen und Liedern, wie sie das landschaftliche Archiv aufbewahrt und wie sie sich in Händen von Privaten befinden. Diese Sammlungen begannen in den Zwanziger-Jahren und fanden ihren Abschluß mit Ende der Bierziger-Jahre durch die politischen Ereignisse (Dr. Werle).“ Des Preisauschreibens für derartige Liederfandler und des merkwürdigen volks-hümlischen Wettjängens 1840 in Graz gedenkt Schlossar. Neuere Sammlungen haben die älteren aufgenommen und wesentlich bereichert, und heutzutage stehen als Behälter des steirischen Volksliederschazes im Vordergrund: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“, herausgegeben 1881 von Dr. Anton Schlossar (vornehmlich Strophenlieder), Dr. Anton Werle's „Almrausch“ 1884 (zumeist Schnaderhüpfeln), sowie des Erstgenannten „Steiermark im deutschen Liede“ 1880 (überwiegend Kunstpoesie) — nicht zu vergessen dasjenige, was Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ im zweiten und dritten Bande beibringen.

Auch die lexikographische Auffammlung des mundartlichen Wortschazes geht auf eine Anregung des Erzherzogs Johann, des durchlauchtigsten Gönners unseres Alpenlandes, zurück. Wie nämlich der Erzherzog Fragebogen zu einer Landestopographie ausgeben ließ, die ja auch schon die Sprache streiften, so hat er auch auf 27 Blättern im

Folioformat ein neuhochdeutsches Wörterbuch drucken und verbreiten lassen, auf dessen Rande an bezüglicher Stelle je die entsprechenden mundartlichen Ausdrücke beigelegt werden sollten. Das mit eigenhändigen Eintragungen des Erzherzogs versehene Exemplar dieses Wörterbuches ist im Landesarchiv aufbewahrt. Die wichtigsten seitherigen Arbeiten in dieser Richtung sind die von Dr. Joh. Fleck (gestorben), Pfarrer Anton Meizner in Leibnitz, Professor Franz Ferk und Regierungsrath Dr. Franz Ilwof in Graz, F. B. Sonntag (gestorben), M. Dr. Josef Caspaar in Bordenberg, Joh. Nep. Felix Knaffel in Johnsdorf, Professor Joh. Sigm. Poppowitsch (auf Zetteln in der Wiener Hofbibliothek) und von Rosegger in dessen „Heimgarten“. Das umfassendste Werk auf diesem Gebiete verspricht das wissenschaftlich geplante steirische Wörterbuch vom Archivar Theodor Unger in Graz zu werden, das jetzt schon als Ergebnis einer zehnjährigen Quellenforschung auf 13.000 Zetteln über 66.000 Belegstellen gesammelt aufweist. Nicht wenig hat zu diesem Schätze der Grazer Lehrer Victor Zack beigelegt.

Um die germanistische Aufhellung des steirischen Dialects haben sich vornehmlich Karl Weinhold, Adalbert Feittelez und Anton Schönbach, letzterer durch sein Glossar zu den „Steirischen und Kärntnischen Taidingen“, verdient gemacht. Der Dialectkunde sind selbstverständlich auch Joh. Gabr. Seidl's (seine „Umer“ sind 1850 erschienen) und Dr. Rud. Puffs heitere Fahrten durch das schöne Steirerland zustatten gekommen.

Seit zehn bis fünfzehn Jahren ist der mundartlich wohlbestallte „Schickbua“, der zu Musik und Tanz ladet, zu Faschingszeiten in Städten und Märkten ein gern gesehener literarischer Gast.

Gesammelt wird jetzt mit mehr Eifer und Verständniß als je zuvor, und einem handschriftlichen Viederstücke, dem der Frau Johanna Hausmann gebornen Tendler, in Leoben, sei denn auch unser Schlußverslein entnommen. Es klingt ernsthalerisch und bekundet des Aplers Naturfönn und Heimatliebe:

„Es is ganz was Agens¹,
Wann ma d' Berg alli kennt
Und an iadn glei löfti
Ban Spignoma nennt.

Wann man aufwagt in Bergn,
Wann ma groß wird in Wald,
Nocha g'wöhnt ma s' und kennt ma s'
Und liabt ma s' a halt.“

Vollsleben, Sitten und Sagen der Slovenen.

Der südliche Theil Steiermarks wird von Slovenen bewohnt. Die Bewohner des Gebirges zeigen mehr gedrungenen Körperbau, während die des Hügellandes und der Ebene schlankere Formen aufweisen. Alle zeichnen sich jedoch durch biederen Charakter, Gastfreundschaft und Zuorkommenheit gegen Fremde aus. Im schönsten Lichte zeigen sich

¹ Eigenes.

jene Landstriche, welche vom großen Verkehr weiter abliegen, da die Bewohner der Gegenden, welche der Welt näher liegen, häufig zurückhaltender sind, lange und sorgsam beobachten, weil sie die Welt besser und oft nicht gerade von der schönsten Seite kennen gelernt haben. Begegnet man Mißtrauen, so darf man versichert sein, daß der Grund in üblen Erfahrungen liegt, welche der Betreffende sich geholt hat. Die große Masse ist überhaupt für Belehrung nicht nur nicht unzugänglich, sondern sogar sehr dankbar, wenn sie in entsprechender Form und leichtfaßlicher Weise geboten wird und der Lehrende sich nicht gar zu hoch über seine Schüler stellen will. Von den Charaktereigenschaften, welche das Volk auszeichnen, steht die Ehrlichkeit und Mäßigkeit obenan; den Fleiß kann man ihm auch nicht absprechen, solange die Hoffnung winkt, daß seine Arbeitsamkeit zum ersehnten Ziele führen wird. Bei allem ausgebildeten Nationalgefühl fehlt ihm doch die Unduldsamkeit gegen andere Völker und Glaubensbekenntnisse, ja es weiß genau zu schätzen, wie viele Vortheile ihm die Kenntniß fremder Sprachen und die Bekanntschaft mit fremdem Wesen bringen kann, wobei freilich der Unerfahrene oder Halbgebildete leicht in die Fehler verfällt, mit Fremdem sich schmücken und dadurch an Ansehen gewinnen zu wollen.

Bei aller Friedensliebe entwickelt der Slovene große Tapferkeit im Kampfe für das angestammte Herrscherhaus, insbesondere dann, wenn seine Führer ihm mit gutem Beispiel vorangehen und ihn zu behandeln wissen, denn ein gutes Wort von einem Höheren wirkt bei ihm mehr als Ermahnungen und Strafen.

In den Herzen der Bevölkerung hat die Religiosität tiefe Wurzeln geschlagen. Eine Folge davon ist das unverbrüchliche Vertrauen, welches sie dem Seelsorger entgegenbringt, denn dieser theilt Freude und Leid mit ihr, ist in den meisten Fällen demselben Stande entsprossen, kennt ihre Bedürfnisse und versteht das innere Weben und Streben ihrer Seele. Darum hat auch der Geistliche den größten Einfluß, insbesondere, wenn er nicht nur mit dem Munde lehrt, sondern auch mit dem Herzen.

Gleiche Achtung bringt man auch den Behörden entgegen und weiß sich genau den Anforderungen zu fügen, welche dem Einzelnen die Gesamtheit auferlegt. Außerdem leben noch Spuren der alten slavischen demokratischen Verfassung im Gedächtniß, so daß oft noch Streitigkeiten zwischen den Gemeindemitgliedern durch den Ausspruch angesehener Gemeindegossen geschlichtet werden. Fälle von Starrsinn und Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen der Behörden sind selten, insbesondere in jenen Gegenden, welche, von der Natur besser gesegnet, dem Landmann eine größere Wohlhabenheit gewähren und seinen Besitz sichern; dort hingegen, wo die Ungunst der Verhältnisse den Bauer um seinen Besitz bringt und der frühere Eigenthümer nach und nach zum besitzlosen Arbeiter wird, zeigen sich allerdings die Folgen des Rückganges auch an den körperlichen und geistigen

Eigenschaften des Volkes. Dort schwindet das Selbstbewußtsein und an dessen Stelle tritt ein manchmal allzu unterwürfiges Wesen, mit welchem sich Arbeitsunlust und das Streben paart, den möglichst großen Nutzen für sich selbst zu ziehen. Diese Beobachtung kann man hauptsächlich in den Weingegenden machen, welche infolge von Mißjahren verarmt sind, wo mancher frühere Besitzer zum Winzer geworden ist, da er in den guten Jahren unter dem Einflusse des Glückes etwas zu leichtsinnig war und an die kommenden mageren Jahre nicht dachte. Gerade jene gesegneten Landstriche zeigen oftmals einen schnellen Wechsel im Besitz von Grund und Boden, da der glückliche Eigenthümer hier und da gar zu gutherzig gegen sich und Andere war und seine Gastfreundlichkeit über das richtige Maß hinaus zeigen wollte. Doch thäte man Unrecht, wollte man deshalb das gesammte Volk für verschwenderisch erklären; es steckt in demselben noch heutzutage die Erinnerung an die alte Haus- und Familiengemeinschaft, in welcher jeder Hausgenosse den übrigen gegenüber gleichberechtigt war und das Gebot der Gastfreundschaft so strenge aufgefaßt wurde, daß dem Armen die gesammte Gemeinde die Mittel an die Hand gab, um dieser Pflicht genügen zu können. Wie denn noch jetzt demjenigen, den ein Unglück getroffen, die Nachbarn nicht nur durch Lieferung von Materialien, sondern auch durch Besorgung von Arbeiten unter die Arme greifen. Dies erleichtert den Kampf um das Dasein umsomehr, als die socialen Fragen, welche die Welt bewegen, nach dem allerdings einfachen, in der Ausführung aber bitteren Grundsatz: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen (Pomagaj si sam in Bog ti bo pomagal) kurz und bündig abgethan werden.

Der Hände Arbeit schützt vor Noth und stellt die Frau dem Manne gleich, weshalb die Jugend schon von Kindesbeinen zur Arbeit angehalten wird. Dabei unterstützt den Slovenen ein ständiger Kopf und eine nicht geringe Begabung nicht nur für körperliche Fertigkeiten, sondern auch für geistige Arbeiten. Daraus erklärt sich der verhältnißmäßig große Zubrang von jungen Leuten aus der Landbevölkerung zu den Mittel- und Hochschulen und den verschiedenen Gewerben. Außerdem finden sich auf dem Lande nicht selten Autodidakten der verschiedensten Zweige des Gewerbes und selbst der Kunst, deren Geschicklichkeit es bedauern läßt, daß ihnen nicht Gelegenheit geboten wurde, sich besser auszubilden. Solche trifft man auch auf geistigem Gebiete. Fast jede Gemeinde zählt irgend einen bevorzugten Naturdichter, der die verschiedensten Ereignisse poetisch darstellt, dessen Gesänge — Gedichte ohne Gesang sind dem Landmann nicht denkbar — von Mund zu Mund wandern und das Volkslied nicht aussterben lassen. Die Vorliebe für den Gesang ist ein charakteristisches Merkmal des slovenischen Volkes; der Hirte auf der Weide und die Arbeiterinnen auf dem Felde erleichtern sich des Tages Müß und Last mit Liedern, deren wehmüthiger Grundcharakter dem Beobachter sofort auffällt. Von Instrumenten findet sich besonders die Rohrflöte (žveglja), in den Gebirgen die Zither und sonst noch

die Harmonicas. Die verschiedenen Virtuosen sind natürlich sammt und sonders Autodidakten, wie auch viele, die sich im Zeichnen und Malen versuchen.

An der alten Tracht halten noch am meisten die Bewohner der abseits liegenden Gegenden fest, sonst ist durch den regen Wechselverkehr auch hierin ein Streben nach Gleichmäßigkeit zum Durchbruch gekommen, welches die frühere Mannigfaltigkeit immer mehr verschwinden läßt. Vor nicht langer Zeit unterschieden sich noch die ledigen Mädchen von den verheirateten Weibern dadurch, daß erstere lange Zöpfe trugen, während die letzteren dieselben auf dem Kopfe festmachten, wie dies noch an den Bewohnerinnen der



Stövenisches Bauernhaus mit Vorrathskammer.

benachbarten Murinsel beobachtet werden kann. Im Liede klagt noch jetzt das unverheiratete Mädchen, „es müsse noch Zöpfe tragen“. Wie alt diese Gewohnheit ist, zeigt wohl am deutlichsten, daß schon Ulrich von Lichtenstein das „windisch wip“, welches sich ihm bei Rindberg zum Kampfe entgegenstellte, beschreibt: es habe zwei lange, bis über den Sattel hangende Zöpfe gehabt, sei mit „godehse“ (godeži ist noch jetzt der Name eines Rockes), wie es die Kleidung der windischen Weiber sei, bekleidet gewesen und habe einen „schepel“, reich und kostbar, getragen.

Dieser Unterschied besteht nun nicht mehr. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts trugen die Frauen im Santhale an Feiertagen große, nach rückwärts sich verbreiternde Hüben (avbe), welche mit Gold und Silber gestickt waren, an Werktagen kleinere.

In manchem Hause finden sich solche noch jetzt als Familienandenken. Die Haare banden sie sich, wie noch jetzt, mit Sammtbändern (*parta*) zurück, der Gürtel war mit Gold und Silber verziert und bildete oft ein Familienerbstück. Die Männer dagegen trugen Lederhosen, die nur bis zum Knie reichten, und hohe Stiefeln. Unter dem kurzen Rocke zeigte sich eine schwarze Sammtweste, an deren Stelle im Sommer eine weiße trat. Geschlossen wurde dieselbe durch eine Reihe eng aneinander befestigter silberner Knöpfe, ein rother, ziemlich breiter, ausgeschnittener Streifen scharlachrothen Tuches schaute unter der Weste hervor. Den Kopf bedeckten sie mit feinen seidenen Mützen, von welchen eine Quaste herabhing, und mit einem breitkrämpigen Hute, der zugleich die Stelle eines Regenschirms vertrat. Manche flochten sich wohl auch Hüte aus Birkenbast gegen den Regen, während die Weiber sich dadurch zu schützen trachteten, daß sie ein Leintuch über Kopf und Schultern warfen. Das Hemd hatte einen breiten Kragen, welchen man über das seidene Halstuch schlug, so daß es nur vorne sichtbar war.

Als Fußbekleidung waren werktags, wie noch jetzt an vielen Orten, die Holzschuhe in den Gebirgsgegenden allgemein, weshalb im Volksliede noch jetzt der betrogene Geliebte klagt, wie viel Centner Nägel er auf seinen Gängen unter Liebchens Fenster verloren und wie viel Holzschuhe er zerrissen habe. Die Kleider wurden aus selbstgefertigtem Loden hergestellt, die Mähte mit grünen Bändern, der Hemdkragen mit rothen Fäden ausgenäht. Im Winter waren lange Röcke, deren Schöße man nach rückwärts schlug, oder Pelze in Gebrauch. In den an Kärnten grenzenden Gebirgsgegenden tragen die Weiber über dem Kopftuch an Werk- und Sonntagen noch Hüte.

In den Windischen Büheln hält man noch jetzt an der Leinenkleidung fest. Die Bewohner des Pößnitzthales trugen früher grüne Sammtkappen mit einem Ramm rückwärts, im Winter eine grüne oder blaue Tuchkappe mit Pelzbeschlag, den man über die Ohren ziehen konnte. An alten Leuten kann man diese noch heutzutage beobachten. Die nicht gar zu breite Leinenhose — „*bize*“, von welchem Namen die stark verbreiteten Eigennamen *Bezjak*, *Bizjak* (*Wesiag*, *Wisiak*) abgeleitet werden — reicht bis über die Knie. Über die Hose fällt ein bis zum Knie reichendes, aus Hausleinwand gefertigtes Hemd, welches im Stainzthale etwas kürzer gehalten ist. Ein rother Gürtel hält dasselbe fest. Sonntags und im Winter schützt den Oberkörper eine rothe, bis zum Gürtel reichende Weste. Den Anzug vervollständigt im Pößnitzthale ein blauer Mantel, im Stainzthale ein schwarzer Pelz, doch begnügen sich manche auch mit kurzen Spensern. Die Frauen trugen blaue Tuchjanker mit rothen dicken Säumen und hohe Stiefeln mit hohen hölzernen Absätzen; den Kopf bedeckten sie noch jetzt mit weißen Kopftüchern, deren Ränder farbig ausgenäht sind. Bei Polstrau (*Središće*) kleidet man sich auch meistens in Leinwand; die Frauen bedeckten den Kopf mit einem weißen Kopftuch, den Oberkörper mit einer bis an

die Mitte der Lenden reichenden Foppe. Einen bis zu den Knien reichenden mit gelben Schnüren verschnürten Rock nannten sie „december“; die Männer steckten die Leinwandhose in die Stiefelröhren.

So lange die Regenschirme nicht in Gebrauch gekommen waren, bildete ein breitkrämpiger Hut bei Männern, ein Leintuch bei Frauen den einzigen Schutz gegen den Regen, während sich Hirten Regenmäntel aus Binjen oder Lindenbast herstellten (šeprun), indem sie an einen Strick von der Länge der Halsweite den Bast festbanden und über die Arme und den Oberkörper hängen ließen, wie man etwa Heu- und Strohschuber dadurch gegen die Nässe zu schützen sucht, daß man die oben herausragende Stange mit einem Strohbüschel umbindet, den man an den Seiten hinunterhängen läßt. In der Kohitscher Gegend waren schon früher bei den Weibern großbeklümte Röcke bevorzugt und trugen die Hausfrauen am Gürtel an einer Kette ein Messerchen.

Der Grundtypus des Hauses besteht aus einem Vorraume, der zugleich als Küche dient, von welchem aus man nach der einen Seite in das Wohnzimmer, nach der anderen in die Vorrathskammer gelangt. Eigene Küchen finden sich in den wenigsten Bauernhäusern, da der vom Vorraum aus heizbare große Ofen zugleich als Kochplatz dient, nur auf dem Bachergebirge trifft man noch hier und da den Feuerherd mitten im Wohnzimmer; über demselben fängt ein Ziegeldach den Rauch auf und leitet ihn ab. Im Allgemeinen zeigt sich jedoch das Streben, das Wohnhaus immer behaglicher einzurichten und auch in den Wirthschaftsgebäuden Verbesserungen anzubringen, so daß in den reicheren Gegenden manches Bauernhaus sich auch eines vornehmen Besuches nicht zu schämen braucht.

Wo die Viehzucht auf höherer Stufe steht, zeigt sich auch an den Stallungen das Streben, dieselben so rationell als möglich herzustellen. Als Baumaterial ist das Holz besonders beliebt, weil es die Wärme besser hält und der Bau leichter vor sich geht, doch wird bei Neubauten der Stein und Ziegel vorgezogen oder sonst wenigstens das Holz mit Mörtelbewurf verkleidet. In einigen holz- und steinarmen Gegenden bildet man die Seitenwände aus gestampfter, mit Stroh gemengter Erde. Die Bedachung liefert Stroh, obwohl ein Ziegeldach den Stolz des Hausherrn ausmacht, Schindeln werden wegen ihrer Feuergefährlichkeit gerne vermieden. In den Gebirgsgegenden, wo es schwer fällt, für das Wohnhaus und die Nebengebäude einen genügend großen ebenen Platz zu finden, werden wohl die Tennen und die Vorrathsräume für Stroh und Heu gerne in das erste Stockwerk verlegt und zu denselben Zufahrtsbühnen eingerichtet. Ist der obere Raum bewohnbar, so bringt man gerne einen nach außen offenen Gang an, der auch zum Trocknen der Feldfrüchte und der Wäsche benützt wird, oder stellt man zu ersterem Zwecke eigene sogenannte Harpfen her. Dies geschieht hauptsächlich dort, wo die Niederschläge

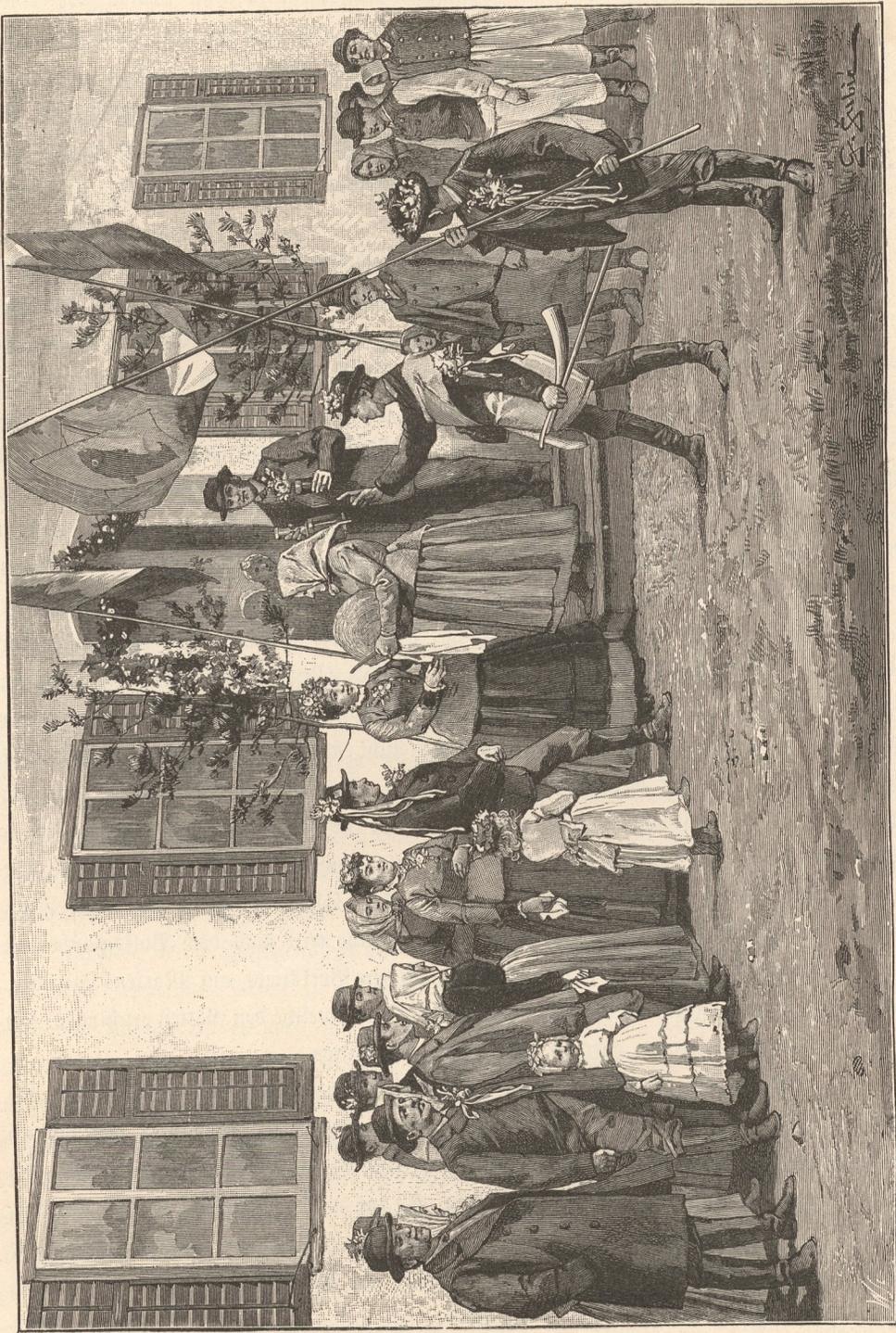
häufiger sind und das Trocknen des Getreides auf dem Felde nicht thunlich machen. Auf das Äußere des Hauses verwendet man besondere Sorgfalt; die weiblichen Hausbewohner erachten es als ihre erste Pflicht, auf Reinlichkeit und Nettigkeit zu sehen, — ist ja ein nettes Haus die beste Empfehlung für eine heiratsfähige Tochter. Im Frühjahr müssen sie demnach auch die Holzhäuser frisch tünchen und den Sockel mit dunkler Farbe anstreichen, und zeigen manche eine gar nicht geringe Geschicklichkeit, das Haus durch farbige Linien und Arabesken herauszuputzen. Einige sorgsam gepflegte Blumentöpfe mit Nelken und Rosmarin vervollständigen den angenehmen Eindruck, welchen ein so herausgeputztes Heim auf den Wanderer hervorbringt. Eine nur noch seltene Sitte findet sich noch dort und da, daß man nämlich die Fleischkammern neben dem Wohngebäude auf einem Balken in Form eines Taubenfogels, zu dem man nur mittels einer Leiter gelangen kann, herstellt.

Die Einrichtung ist eine recht einfache, ein Tisch, Truhen, Bettgestelle, einige Kasten machen das Mobilar aus; um die Wände und den Ofen laufen breite Bänke, die im Winter oft auch als Betten dienen. In der Ecke, wo der Tisch steht, finden sich das Crucifix und rechts und links von demselben Heiligenbilder. Die Vermöglicheren sorgen natürlich für ihre Bequemlichkeit auch besser, manche verfügen sogar über eigene Fremdenzimmer, welche mit allem Nothwendigen sehr gut ausgestattet sind.

Der Bauer lebt fast ausschließlich von den Früchten, welche ihm sein eigener Grund und Boden liefert, manche besorgen selbst das Mahlen des Getreides auf eigenen Handmühlen (Zrmlja) und bereiten sich auch den Brei auf eigenen Stampfen, welche mit dem Fuße in Betrieb gesetzt werden. Jede sorgsame Hausfrau ist auch darauf bedacht, daß sie stets einen genügenden Borrath an eigenem Gespinnst und Hausleinwand im Kasten habe.

In Bezug auf die Nahrung sind die Slovenen sehr mäßig. In den Gebirgsgegenden liebt man stark geschmalzene Speisen und ißt öfter des Tages, in den Weingegenden sind dagegen die Winzer — der Noth gehorchend — wahre Muster von Anspruchslosigkeit, da sie oft nur einmal des Tages kochen und sich zu den übrigen Mahlzeiten mit den Resten der ersten begnügen. Fleisch kommt nur zu Festtagen und in der Faschingszeit auf den Tisch, wenn jeder, der es halbwegs erschwingen kann, ein oder auch mehrere Schweine schlachtet, um sich mit Fleisch und Fett für das ganze Jahr zu versorgen. Mancher vergißt dabei auch wohl der mageren Zukunft und zehrt mit Freuden von dem Segen Gottes, bis die Borrathskammer vorzeitig leer wird. Unter den Mehlspeisen sind am beliebtesten die „gibanice“, welche aus mehreren Lagen feinen Teiges bestehen, zwischen welche Käse und Rahm mit Zuthat von Nüssen und dergleichen gestrichen wird, und die „kvasenice“ und „krapci“, gebackene, mit Eiern, Käse und dergleichen bestrichene Speisen.

Das Leben des Menschen umgibt der Volksglaube der Slovenen mit mancherlei sinnigen althergebrachten Gebräuchen, deren Sinn und Zweck dem Verständniß allerdings



Eine Hochzeitscene.

schon entrückt ist, welche man auch selbst schon nicht mehr so ernst nimmt, aber doch, wenn auch mit ungläubigem Lächeln, beobachtet. So erzählt man sich noch immer von dem wunderbaren Schalten und Walten der Geburts- und Schicksalsfrauen „Rojenice“ und „Sojenice“, welche dem Erdenpilger gleich bei dessen Geburt das Schicksal bestimmen. In den Gebirgsgegenden führen diese den Namen weiße Frauen (bele žene) und haufen auf den höchsten Berggipfeln, sind von schlankem Körperbau, besitzen lange Haare, sind weiß gekleidet und können durch die Luft fliegen.

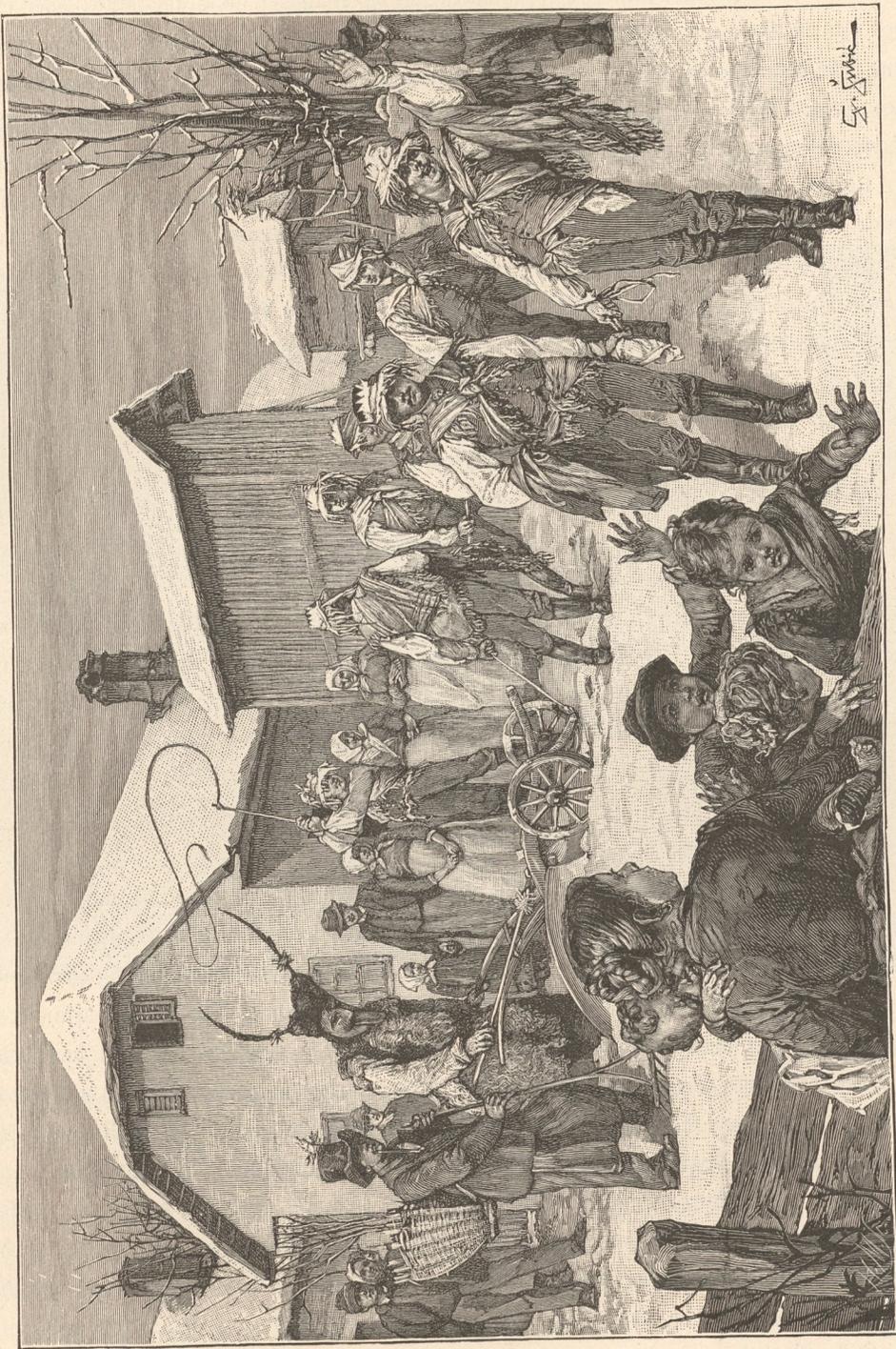
Bei Eintritt der schweren Stunde ruft die Bäuerin die Pathin und die Wehmutter ins Haus, welche alle Hausbewohner aus dem Zimmer schaffen, um das Kind vor dem Blicke unberufener Augen zu schützen. Einige Münzen, ins erste Bad geworfen, sollen dem Kinde Reichthum bringen. Die Taufe wird so schnell als möglich vorgenommen, die Pathin trägt das Kind, die Wehmutter aber eine Flasche, eine Kerze und ein weißes Tuch. In der Flasche soll sie stärkenden Wein für die Wöchnerin mitbringen, die Kerze wird angezündet, wenn jemand entgegenkommt, damit derselbe keine Macht über das Kind erhalte, da das am liebsten sich erfüllt, was die Begegnenden von einem Ungetauften denken; das weiße Tuch soll dagegen zeigen, daß ein unschuldiges Kind zur Taufe getragen wird. Erst nach der heiligen Handlung stillt die Mutter das Kind, denn es könnte unerfüllt werden, wenn dies früher geschähe. Eine Woche darauf sendet die Pathin der Mutter zwei große Laibe Weißbrod (pogača) und zwei Ellen feines Leinen, dem Täufling aber einige Ellen Leinwand zum Geschenke. Die Wöchnerin wird bis zu ihrer Vorsegnung mit Wein bewirthet und darf die Hauschwelle nicht überschreiten, damit kein Unglück über das Haus komme; das Kind wird, wenn es männlichen Geschlechtes ist, gerne in männliche Kleidungsstücke gehüllt, damit es später nicht zu sehr nach der schöneren Menschenhälfte schiele; auf ähnliche Weise sucht man auch die Mädchen zu schützen. Die ersten sechs Wochen darf man das Kind nicht allein lassen, damit es die wilde Frau (divja žena) nicht raube oder gar ersticke. Der Pathe tritt nach dem Volksglauben in enge Verwandtschaft mit dem Täufling, so daß nach dem Volksliede, auf Mariens Fürbitte, alle Seelen aus der Hölle entlassen wurden bis auf jene, welche den Gatten erschlagen, sich mit dem Pathen vergangen oder an Gott verzweifelt hatten.

Kommt für den Jungen die Zeit heran, da ihn der Kaiser vorruft, um ihm die Vertheidigung des Vaterlandes anzuvertrauen, so darf er sich schon unter die Jugend mischen, die Samstag Abends auf dem Dorfplatze ihre Gefänge erschallen läßt. Aber auch da hat er den Befähigungsnachweis zu liefern. So lag und liegt noch z. B. in Oberburg ein 150 alte Pfund schwerer Stein vor einem Hause, an welchem der Burfsche zuerst seine Kraft erproben muß, ehe ihn die älteren Kameraden als ebenbürtig betrachten. Nun darf er auch unter Liebchens Fenster, aber bei Leibe nicht außer der eigenen Gemeinde, denn

würde er betroffen, folgte zum mindesten ein kaltes Bad am nächsten Brunnentrog oder andere noch weniger angenehme Zurechtweisungen — die Bursche sind alle kriegerisch und dulden keine Eindringlinge. Mit schwerem Herzen geht es sodann zur Assentirung; für den Tauglichen ist es eben auch nicht angenehm, auf ein paar Jahre den Seinen Lebewohl sagen zu müssen, und bei der Prüfung fällt schon gar niemand gerne durch. Endlich ist auch für den Fehlerlosen die Militärdienstzeit überstanden, mit erweitertem Gesichtskreis und einer Fülle von Erfahrungen kehrt der reife Mann zu den Seinen zurück und greift fröhlich wieder zur altgewohnten Beschäftigung, denn nun blüht ihm die Aussicht auch bald sein eigener Herr zu werden, wenn ihm die Eltern das Anwesen übergeben und es nicht vorziehen, das Regiment im Hause selbst weiter zu führen. Bei der Wahl der Lebensgefährtin spielt die Liebe oft eine geringe Rolle, denn das Haus braucht nicht nur eine tüchtige Hausfrau, sondern auch eine entsprechende Mitgift. Gewöhnlich lenken daher die Eltern selbst oder der Vormund die Blicke des Ehestandscandidaten auf das passende Mädchen. Der Bursche geht am Mittwoch oder Samstag Abends in Begleitung eines erfahrenen, angesehenen, redengewandten Mannes auf Brautschau (na ogleđi). Der Sprecher bringt nach mancherlei Umschweifen das Anliegen vor und erhält die Zusage, deren er sich in der Regel schon im voraus versichert hat. Nach den nöthigen Schritten bei den Behörden beginnen die Vorbereitungen. Der Bräutigam wählt sich zwei Brautführer (družba), die Braut zwei Brautjungfern (svatevca) und beide gemeinsam zwei Hochzeitslader (pozavěin). Diese zwei staffiren sich zu ihrem Amte besonders heraus. Die Hüte zieren natürliche oder künstliche Blumen, von den Schultern wehen lange Seidenbänder, vom Rock ein buntes Tüchlein. Bei Friedau führen sie einen Stock mit einem daran befestigten Strauße und einem Glöcklein daran. In der Murgegend erhalten sie eine Trommel und eine Trompete und ziehen mit einer vollen Flasche unter Trommeln, Blasen, und Lärmen von Haus zu Haus, um die Hochzeitsgäste einzuladen. In langer launiger Rede begrüßen sie die Hausgenossen und bringen endlich ihr Anliegen vor, um nach einer reichlichen Bewirthung weiter zu ziehen. Damit ist jedoch ihr Amt noch nicht zu Ende, denn ihre Aufgabe ist es auch, das nöthige Fleisch, den Wein, Tische und Stühle und alles Tischgeräthe herbeizuschaffen. Am Vorabend der Hochzeit werden beim Bräutigam während eines fröhlichen Mahles die Anordnungen für den Festzug getroffen und am nächsten Morgen setzt sich der Festzug mit der Gemeindefahne an der Spitze — im Stainz- und theilweise auch im Pöbñitzthale hat nämlich jedes Dorf von altersher sein eigenes, gewöhnlich scherzhaftes Wappen — unter dem Krachen der Pistolen mit Musikbegleitung in Bewegung. Bei Friedau fährt man hier und da noch mit einem Ochsenvieregespann um die Gäste. Die Thüre des Brauthauses ist jedoch geschlossen und wird erst nach mancherlei witzigem Parlamentiren geöffnet, wobei im Westen des Landes die Braut zuletzt mit

einem Glase Wein und einem Rosmarinzweig in der Hand erscheint und den Wein dem Bräutigam und dieser dem Altvater (staresina) übergibt, welcher es auf das Wohl des Paares und der Gäste leert. Während die Braut von den Ihrigen Abschied nimmt, singt man eigene Lieder, bis endlich der Zug sich zur Kirche bewegt, wobei die Bursche aus den Dörfern, welche passirt werden, manchen Schabernack aufführen. Während der Trauung tanzt bei Pettau der Fahnenträger mit seiner Fahne vor der Kirche. Derselbe erscheint da und dort auch noch zu Pferde. Eigenthümlich ist es, daß man in der Murgegend den Brautzug so einzurichten strebt, daß man der aufgehenden Sonne entgegenfährt und zu diesem Zwecke selbst einen weiten Weg nicht scheut. Nach dem Segenstrunk in der Kirche geleitet man die Braut in ihre neue Heimat. Auf der Hauschwelle wird sie mit einem Brotlaibe empfangen, das sie auseinander schneiden muß, zum Zeichen, daß sie nun die Wirthschaft übernimmt. In einigen Gegenden muß sie zuerst in die Küche gehen und von dem Sauerkraut kosten, damit das Kraut besser gedeihe, dabei theilt sie unter die Mägde Geschenke aus oder wirft wie in der Kollos auch ein Geldstück in das Feuer, eine alte Erinnerung an die Feueropfer. Das Festmahl dauert oft mehrere Tage, für arme Leute wird deshalb unter den Nachbarn hier und dort eine Sammlung eingeleitet. Am zweiten Morgen suchen Witzbolde aus den Häusern der nächsten Gäste allerlei Gegenstände unbemerkt zu enttragen, um sie sodann unter allgemeiner Heiterkeit zu versteigern. Natürlich kauft jeder Eigenthümer das Seine wieder zurück und darf auch den Preis schuldig bleiben. Aber auch die Diebe gehen nicht straflos aus; sie werden ohne Erbarmen zu Stockstreichen verurtheilt, nur schützt den Delinquenten ein unterschobenes Polster vor den Folgen der Execution, wenn nicht etwa ein Spatzvogel vor dem letzten Streiche das Polster blitzschnell wegreißt und dem armen Sünder doch noch zur Strafe verhilft. So vergeht das Fest unter allerlei Kurzweil, unter Tanzen, Singen und Schießen bis die Gäste sich entfernen. Am ersten Sonntag nach der Hochzeit bewirthen die Brautleute das Gesinde und den Altvater. — Der Hochzeitskuchen, der mit selbstgefertigten künstlichen Blumen und mit Figuren von Hausthieren geschmückt ist, heißt „hosman“. Der Altvater legt ihn der Braut vor dem Schlafengehen in den Schoß, während die weiblichen Gäste ein altes Lied dazu singen. Die Braut übergibt den Kuchen dem Bräutigam und nun singen die Männer ein Lied, in welchem sie Glück und Segen für den Ehemann erflehen. Dieser legt den Kuchen zuletzt auf den Tisch. Unter den sonstigen Gesängen, welche bei dieser Gelegenheit erschallen, gibt es nicht wenige, welche an alte, nun schon verschollene Gebräuche erinnern, wie an das Beschenken der Gäste u. s. w., wie solche bei den Südslaven noch jetzt bestehen.

Den Tod denkt man sich als weiße Frau (smrt, weiblichen Geschlechtes) von ungeheurer Schnelligkeit. An Kreuzwegen, wo sich auch die Seelen der Abgeschiedenen



Der Zug der Flüchtler.

versammeln, erscheint sie. Abends versammeln sich die Nachbarn im Trauerhause, beten für des Todten Ruhe und singen. Am Begräbnistage früh legt man den Todten in den Sarg und stellt denselben vor die Hausthüre, wo ein redegewandter Mann die guten Eigenschaften des Todten feiert und Abschied von ihm nimmt. Das Forttragen der Leiche soll den Haushieren gemeldet werden. Das Begräbniß findet gewöhnlich Vormittags statt, da um 12 Uhr die Todten den neuen Ankömmling begrüßen kommen und es für diesen leichter ist, einen solchen Besuch bei Tag als in der Nacht zu empfangen. In der Gegend von Gonobitz herrscht der Glaube, daß der zuletzt Begrabene so lange an dem Friedhofsthore Wache halten muß, bis der nächste begraben wird. Nach dem Begräbniß versammeln sich die Verwandten zum Todtenschmaus („sedmina“, in der Murgegend „karmine“), eine Erinnerung an die alten heidnischen Todtengebräuche.

Die Seelen ungetauft gestorbener Kinder fliegen des Abends unter Zischen und Pfeifen durch die Luft. Das Volk nennt sie „Movje“ oder „Žive.“ Wer sie hört und aus einem klaren Bache Wasser nach ihnen spritzt und dazu die Taufformel sagt, kann sie erlösen. Jedenfalls darf man nicht pfeifen, wenn man sie hört, oder über sie spotten, denn es ging sonst schlecht.

Das Volk ist sehr gesangliebend und sieht die ganze Natur mit poetischen Augen an. Die Vögel reden ihm eine verständliche Sprache, die Goldamsel erzählt dem Hirten, wo sich die verlorene Stute befinde, die Lerche fordert den Ackermann zur Saat und zur Arbeit auf, die Wachtel spottet der säumigen Arbeiter; am eigenthümlichsten ist es jedenfalls, daß man der Lerche nachsagt, sie sänge beim Aufsteigen, sie wolle den Herrgott erschlagen, bereue aber ein solches Beginnen, da sie sich beim Niederfliegen gleichsam entschuldigt, sie habe die Keule dazu vergessen.

Ebenso wirken in dem Festkalender noch alte heidnische Naturanschauungen, verflärt durch den Einfluß des Christenthums nach. Weihnachten (božić, ein Verkleinerungswort aus Bog, Gott) ist so heilig, daß Derjenige, welcher an dem Tage stirbt, geradenwegs in den Himmel kommt. Darum ist sie auch zur Erforschung der Zukunft besonders geeignet. Spaltet man vor dem Gange zur Mette sechs Buchenklöße und legt dieselben nach der Reihe der Monate von Osten gegen Westen nebeneinander und streut auf jedes Stück ein Häufchen Salz, so erkennt man die feuchten und regnerischen Monate des künftigen Jahres, denn auf deren Klößen ist das Salz zerfließen. Daselbe kann man auch mit Zwiebelhälften erforschen. Als Festbrot bäckt man noch theilweise den „kuc-kruh“, doch kennen wenige Hausfrauen die dazu nöthigen Ingredienzien. Das Haus wird geschmückt, die Krippe in der Ecke des Zimmers aufgestellt und eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes über dem Tische aufgehängt. Abends deckt man den Tisch und legt drei Laibe Brod darauf, eines aus Roggen, das zweite aus Heiden- und das dritte aus

Weizenmehl. Das letztere heißt Weihnachtsbrod (bozičnik) oder auch das starke Brod (močni kruh) und darf erst am Feste der heiligen drei Könige angeschnitten werden, während dies mit den zwei ersteren schon am Neujahrstage geschieht. Die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig heißen die Wolfsnächte (volčje noči), denn zu der Zeit hat der „Čert“, ein böser Geist, Macht über die Schlechten. Er kommt zum Hause und führt die Seinen fort, jagt sie in ein großes Wasser und verwandelt sie dann in



Der Umzug des „grünen Georg“.

Wölfe. In dieser Zeit ziehen die Neujahrssänger (koledniki), Knaben in ungerader Zahl, ihr Anführer heißt in einigen Gegenden „Volčko“ (Wölflein), von Haus zu Haus und singen ihre Wünsche, wofür sie beschenkt werden. Ebenso ziehen die heiligen drei Könige und zu Lichtmess die „svečari“ (Lichtmesssänger) herum. Am letzterem Tage sucht man sich Glück und Segen dadurch zu sichern, daß man gleich nach dem Aufstehen eine geweihte dünne Kerze dreimal um die Brust, dreimal um die Hand und dreimal um den Fuß windet (čučkanje).

Der Fasching ist die Zeit der allgemeinen Freude, die Bursche knallen mit langen Peitschen und veranstalten für den Faschingsdienstag mancherlei Mummereien. Mit

kreuzweis über den Rücken gebundenen bunten Tüchern, den Hut mit Bändern geschmückt, ziehen die Pflüger (orači) mit einem Pfluge durch das Dorf. Ein als altes Weib verkleideter Bursche sammelt in einem Rückenkorb Gaben; ein „Kurent“, angethan mit einem verkehrten Pelze, mit einer Larve und mächtigen Hörnern auf dem Kopfe und einer Ruhglocke am Gürtel, bewaffnet mit einem Stock, an dessen Ende eine Zigelhaut genagelt ist, begleitet sie; manchmal schließt sich auch eine Schar reitender, als Weiber verkleideter Bursche an. Im Hofe zieht man Furchen in den Schnee und säet Rübensamen (gewöhnlichen Sand), damit die Rüben gedeihen. Kaum sind die Pflüger vorbei, kommen Kameele (gambela) und ähnliche Ungethüme daher, welche es besonders auf die Kinder abgesehen haben. Der Abend wird sodann bei einem Festmahle beschlossen, wobei mancher des Guten zu viel thut, da für die Fastenzeit kein Fleisch übrig bleiben darf. Zu Mittfasten wird die „Alt zerfägt“ (babo žagati). Auf einer Brücke wird ein Strohpopanz in Gestalt eines alten Weibes entzweigesägt und dann ins Wasser geworfen. Am Palmsonntag darf man ja nicht vergessen, Palmkätzchen weihen zu lassen, denn das geweihte Holz schützt das Haus vor Feuer und Blitz.

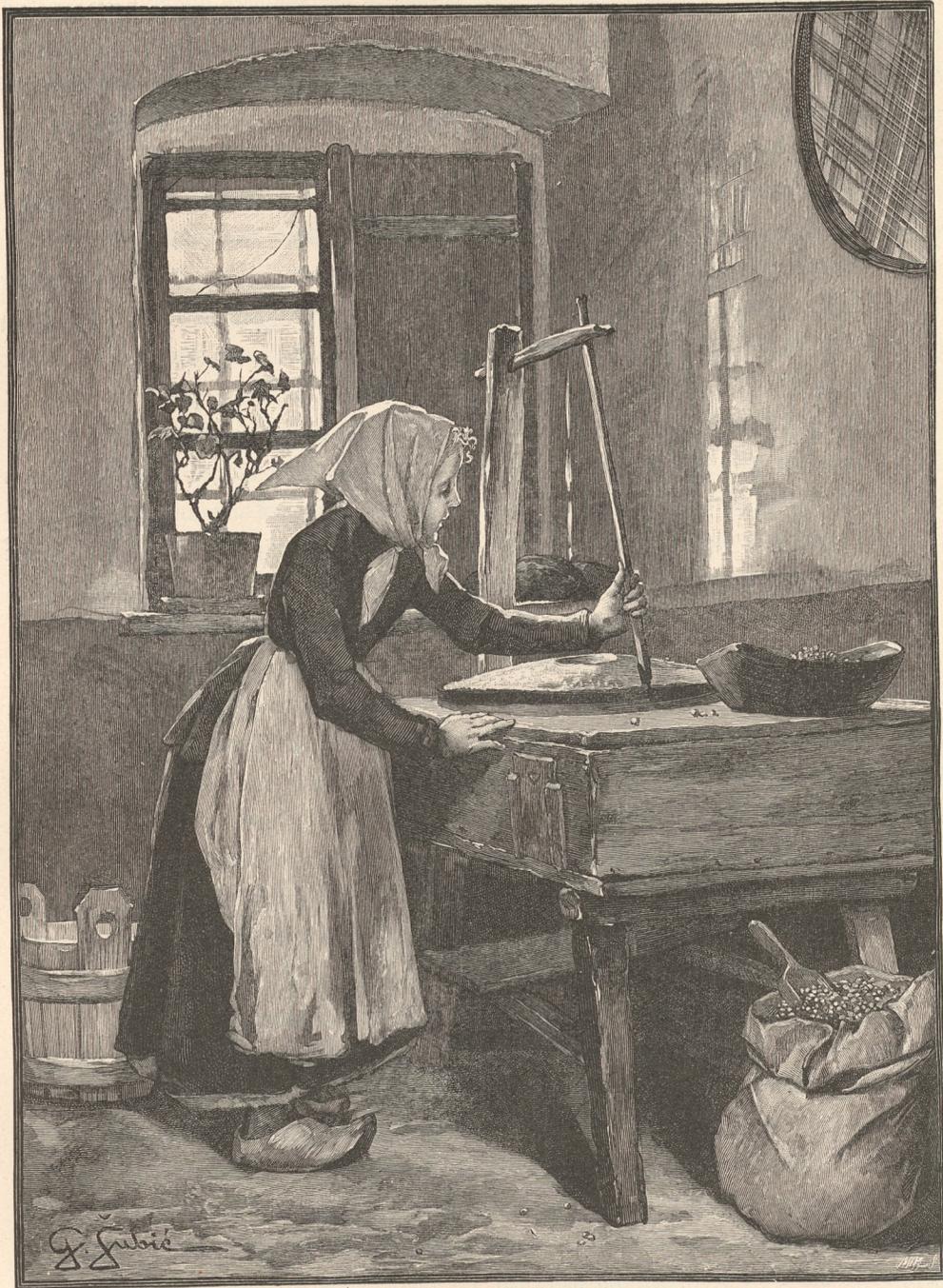
Zu Ostrn bäckt man radförmige Kuchen (kolač), färbt Eier roth und trägt alles dies sammt Feischspeisen zur Weihe. In aller Früh glühen auf den Bergen die Osterfeuer und begrüßt das Krachen der Pistolen das Fest, welches im Slovenischen in Erinnerung an die Auferstehung des Herrn „velika noč“ (große Nacht) heißt.

Der eigentliche Frühlingspatron ist der heilige Georg. An seinem Feste wird das Weidevieh mit frischen Kränzen geschmückt und zieht der „grüne Georg“ (zeleni Juri) herum. Ein Bursche wird nämlich mit grünen Buchenzweigen oder Blumen unwunden und zieht in Begleitung von einigen Musikanten im Dorfe herum; vor jedem Hause tanzt er und schwingt seinen blumen- und bändergeschmückten Stock, während die Begleiter singen und um Eier und Schmalz bitten. Vor diesem Tage haben die Schlangen kein Gift.

Am Tage des heiligen Florian dürfen nicht die Weiber in der Früh das Feuer entzünden, sondern kommen die Bursche, dies zu besorgen, wofür sie mit Eierkuchen bewirthet werden.

Das Pinguistfest feiern auch die Hirten auf besondere Weise. Ein Theil des Weideplatzes wird für diesen Tag reservirt, wer zuerst sein Vieh austreibt, darf es dort grasen lassen. Kommt aber ein Mädchen zuerst, so wird es mit Kränzen geschmückt und unter Gesang und Rauchzen nach Hause geleitet. Sie führt den Namen „lepa Leksa“ (die schöne Leksa) und ist die Hirtenkönigin bis zum nächsten Jahr.

Den Mittelpunkt der sommerlichen Feste bilden die Sommwendfeuer (kres). Vor einigen Jahren zogen an diesem Tage noch Mädchen in den Hain, zündeten ein Feuer an und tanzten singend um dasselbe, worauf sie ein Festmahl hielten. Diese Zeit gilt dem



Die Handmühle.

Volke als die heiligste im Jahre, die Feuer sollen zu Ehren des Kresnik, auch Krstnik, angezündet werden, der vor Zeiten, als die Erde noch mit Wäldern und Moräften bedeckt war, viele Ungeheuer und giftige Schlangen erlegt haben soll. Die Frauen werfen Eisenkraut in die Gluth, um gegen Unglück gefeit zu sein, die Bursche suchen dabei die Mädchen mit Wasser zu begießen und springen über das Feuer, über welches man vordem auch das Vieh trieb.

Die schwere sommerliche Arbeit beschließt ein Fest nach Beendigung des Drusches (domlatki); im Herbst bildet die Weinlese mit ihren Freuden den Schluß der Arbeit in den Weingegenden, während im Gebirge nach dem Einbringen der Streuvorräthe der Abschluß der Arbeit gefeiert wird. So rückt der Winter heran, der jedoch auch für Jung und Alt zu Martini und Mikolai freudige Ruhepunkte bringt und zu Weihnachten wieder sich einfügt in den Festkalender des Jahres.

Das Volk beschäftigt sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft, die Industrie ist nicht bedeutend, der Bergbau liefert nur Kohle. Vor nicht gar langer Zeit betrieb man an der Drau bis über Pettau hinauf noch die Goldwäscherei. Dann und wann kommen Goldwäscher auch jetzt noch aus Kroatien herauf, die Einheimischen haben jedoch diesen Erwerbszweig als zu wenig lohnend aufgegeben, so daß nur der Name des Dorfes „Zlatoliče“ (Golldorf, verberbt aus Golddorf) bei Pettau daran erinnert. Mit Kahn und Werkzeugen kommen die Goldsucher zu Wagen angefahren, schicken das Gefährte zurück und beginnen ihre Arbeit. Zu drei Personen zusammen entfernen sie den groben Schotter und bilden Haufen von feinem Sande. Ein dickes Brett von etwa 70 bis 80 Centimeter Breite und 1·2 Meter Länge, dessen Oberfläche mit horizontalen Sägeschnitten versehen ist, wird als schiefe Ebene aufgestellt, auf welche ein Arbeiter Sand wirft, während ein zweiter Wasser darauf gießt und ihn dadurch abschwemmt. Die in den Einschnitten zurückbleibenden Goldkörner werden sodann in Quecksilber amalgamirt und an die Münze in Esakathurn verkauft. Der Verdienst wird auf 80 Kreuzer per Arbeiter und Tag geschätzt, besonders günstige Umstände sollen aber sogar einen Ertrag von täglich 2 Gulden ermöglichen. Im Volksmunde leben noch viele Sagen und Märchen, die zum Theil noch des Forschers harren. Der Nationalheld der Slovenen ist „Kralj Matjaž“ (König Matthias), dessen Urbild wohl in das graue heidnische Alterthum zurückreicht, was ähnliche Züge in verschiedenen anderen slavischen und nichtslavischen Sagen beweisen. Auf die Gestaltung desselben hatten die Thaten des Königs Matthias Corvinus und der Gillier Grafen einen besonderen Einfluß. Am nächsten verwandt ist die südslavische Sage von dem Königssohn Marko (Marko Kraljević), der auch den Slovenen nicht unbekannt ist. Die Liebe des Volkes erwarb sich der Held Matthias durch seine Gerechtigkeit und seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Türken. Wie Barbarossa und Marko ist er nicht gestorben,

sondern schläft mit seinem Heere im heiligen Berge (Sveta gora) und wird dereinst wieder hervorkommen, alle Feinde besiegen und der Welt den ewigen Frieden bringen. Unter den übrigen Sagen ist die vom Glasberge überall verbreitet. Dieser befindet sich weit wo im Morgenlande. Auf demselben steht das goldene Schloß Krznik's, vor demselben ein Apfelbaum mit goldenen Früchten. Wer dorthin gelangt und einen Apfel bricht, stirbt nicht. Auf dem Bachergebirge haust noch die „Vehtra baba“, sie kann das Hundegebell nicht leiden und segnet den Hirten die Herden, wenn sie ihr Gluck bringen, welchen sie gerne spinnt. Sie rufen dieselbe auch um Regen an, indem sie ein Mädchen mit einem Binseumantel bekleiden, es mit Wasser begießen und ein Lied singen, in welchem sie die Vehtra baba um Regen bitten und ihr Gluck versprechen. Wenn es blizt und donnert, kämpfen die Geister Kombat und Krznik mit einander. Nach einer anderen Version verfolgt dagegen Gott den Bösen mit dem Blize, deshalb halten es Einige nicht für gerathen, sich während des Blizens zu bekreuzen, da der Böse sich gerne hinter einen solchen Menschen versteckt, um nicht getroffen zu werden. In den Wäldern treibt auch der Čatež, halb Mensch, halb Bock, sein Wesen, dort wohnen auch die wilden Frauen, Dimek, ein schwarzer Unhold, Laber, ein freundlicher weißer Zwerg, der wilde Mann (Divji mož), die Polkonji (halb Pferde, halb Menschen) und die Pesoglavec (Hundsköpfe), zu Mittag erscheint im Sommer die „Preglavica“, ein Weib ohne Kopf, am Abend schreckt die Puga die Menschen, in den Häusern treiben Kobolde (Šetek, Dedek) ihr Unwesen, die Torklja verfolgt die Weiber, welche Samstag Abends zu lange arbeiten, der Škrat bringt Jenem Geld, der ihm seine Seele verschreibt; im Wasser hält sich der Wassermann (Povodnji mož oder Gestrin) auf, ihm muß der Fischer Geschenke ins Wasser werfen, will er einen reichen Fang machen. So ist die ganze Natur mit allerlei guten und bösen Geistern erfüllt, welche jedoch nur in der Erinnerung des Volkes leben, der Glaube an sie ist geschwunden.

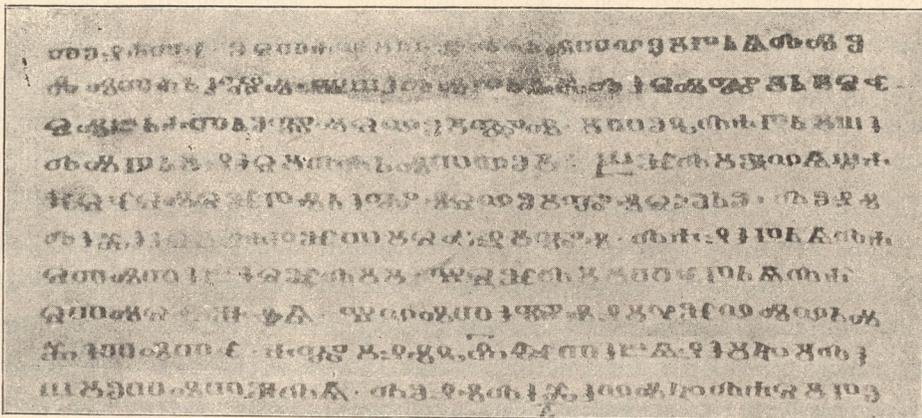
Die Sprache der Slovenen.

Die Slovenen nennen ihre Sprache slovenski jezik, die slovenische Sprache. Im Munde des deutschen Nachbars heißt diese Sprache die windische, in den gelehrten Schriften auch die neuslovenische. Windisch, Slovenisch, Neuslovenisch sind drei Namen für eine und dieselbe Sache. Doch bezeichnet jeder Name die Sache von einem anderen Standpunkte. Es dürfte demnach angezeigt sein, zuerst das Thatsächliche über jeden dieser Namen zusammenzustellen und darauf die Sprache selbst zu charakterisiren.

Der Name Windisch ist abgeleitet vom Substantiv Wende. Vom VI. bis zum XII. Jahrhundert wurden die Slaven von den Schriftstellern des Westens, namentlich von den deutschen Schriftstellern Wenden, Winden, in der lateinischen Form Venedi,

Vinidae genannt. Auch heutzutage spricht und schreibt man noch von den Spree-Wenden, von den Wenden in der Lausitz, ebenso wie von den Wenden in Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenlande. Wie weit der Name Wende in der Geschichte zurückreicht, darüber läßt sich Folgendes sagen. Bei Plinius Secundus, Tacitus, ebenso bei Ptolemäus und auf den Peutinger'schen Tafeln wird im Osten Europas eine Völkerschaft unter dem Namen Venedi, Ouevédaı genannt. Tacitus weiß nicht recht, ob er diese Völkerschaft unter die Germanen oder Sarmaten rechnen soll.

Die heutigen Ethnographen nehmen keinen Anstand, die erwähnten Venedi als einen slavischen Volksstamm anzuerkennen. Und da wir weiter wissen, daß unsere Wenden im VI. Jahrhundert von Osten her durch das Donau- und Drauthal herauf in die pannonischen und norischen Gebiete eingewandert sind, so liegt es nahe, den Namen

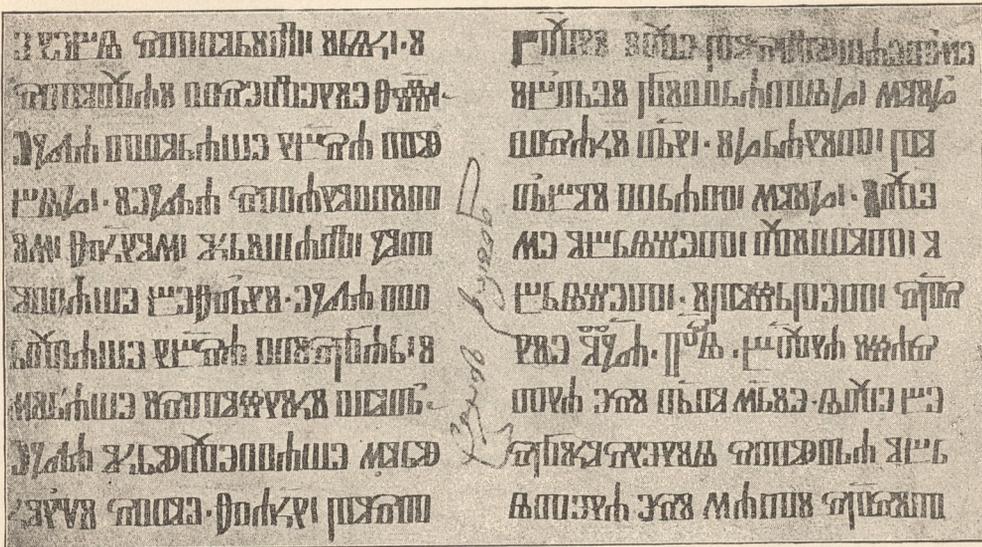


Altslowenisch: Ältere glagolitische Schrift (X. Jahrhundert).

der Venedi des I. Jahrhunderts mit dem der nachherigen Venedi, Vinidae und dem unserer Wenden in Zusammenhang zu bringen. Mit dem Namen Wende bezeichneten also zunächst die Deutschen den slavischen Volksstamm im Allgemeinen und so pflegen sie noch heutzutage speciell in Österreich die Slovenen in Steiermark, Kärnten, Krain und dem Küstenlande zu bezeichnen. Daraus erklärt sich der Name windische Sprache, ebenso die verschiedenen Namen von Gegenden und Ortschaften, welche gegenwärtig noch von dem Stamme unserer Wenden bewohnt werden oder vor Zeiten von ihnen bewohnt worden sind. So beispielsweise in der Geschichte die Windischen Marken, dann die heutigen Gegenden und Orte wie die Windischen Bühel, Windisch-Feistritz, Windisch-Gratz und so fort. Selbst in Tirol findet sich noch der Ort Windisch-Matrei, desgleichen in Oberösterreich Windisch-Garsten.

Der Name slowenische Sprache, slovenski jezik, ist die einheimische Bezeichnung der Sprache, slovenski als Adjectiv ist aus dem Namen Sloven gebildet. Dieser Name

wurde noch zu Zeiten der Reformation in den Schriften Trubers und Dalmatins in dieser Form angewendet zur Bezeichnung eines Angehörigen des slovenischen Volkes. Heutzutage dient für die Bezeichnung die Form Slověnec. Im Übrigen läßt sich der Name in seinen verschiedenen Formvarietäten mit einiger Wahrscheinlichkeit bis Ptolemäus 175 n. Chr. und mit Sicherheit bis Cäsar von Nazianz 525 n. Chr. zurückverfolgen. Der Name Slověn liegt demnach dem Abjektiv slověnski der einheimischen Bezeichnung unserer Sprache zu Grunde. Mit Slověn ähnlich klingen die Völkernamen Slovak, Slave und der Ländername Slavonien. Alle diese Namen gehören zu demselben Wortstamm. Noch



Alt-slovenisch: Jüngere glagolitische Schrift (XI. Jahrhundert).

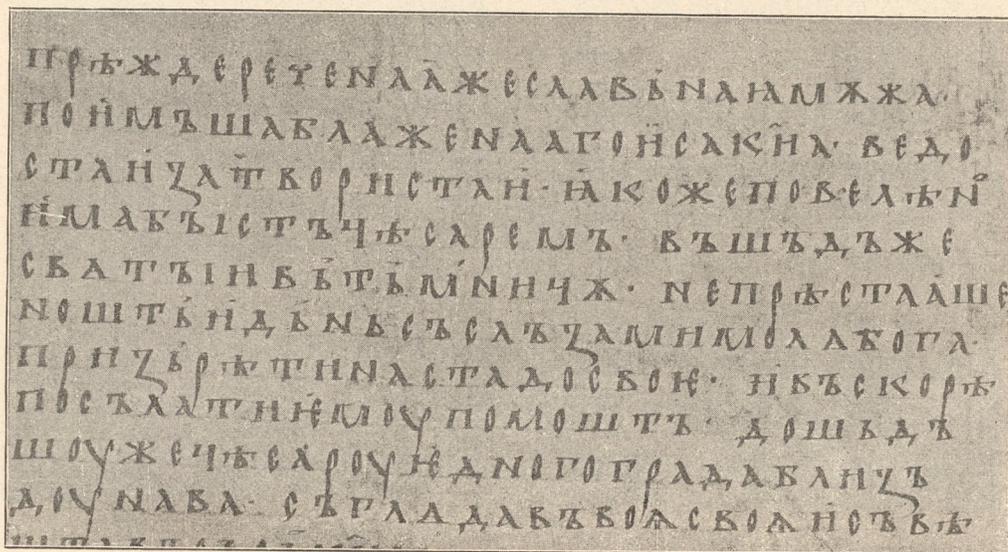
mehr. Der Slovak nennt merkwürdigerweise seine Sprache auch slovenský jazyk, also genau so wie der Slovene. Der den Slovenen und Slovaken gemeinsame Name slověnski jezik erinnert demnach an die Zeiten des großmährischen Reiches und des heiligen Cyrill und Method, der slavischen Apostel, welche in Pannonien und in Mähren dem Volke das Evangelium in seiner Sprache verkündeten und sowohl in Mähren als auch in Pannonien verstanden wurden. Auch diese Sprache, deren sich Cyrill und Method bedient haben, heißt slověnskyj jazykъ. In dem Namen slověnski jezik liegt demnach ein Stück Geschichte, wenn man sich vergegenwärtigt, daß mit diesem Namen die Sprache der heutigen Slovenen und Slovaken und die der mährisch-pannonischen Bewohner des IX. Jahrhunderts zugleich bezeichnet wird.

Die Geschichte des IX. Jahrhunderts bezeugt es ausdrücklich, daß im Jahre 867 die Brüder Cyrill und Method in Pannonien am Hofe des pannonischen Fürsten Rocel

das Christenthum predigten und Method in den Jahren 869 bis 885 als Erzbischof von Pannonien und Mähren wirkte.

Und Method predigte nicht blos in der Sprache des Volkes, sondern auch die heilige Messe und die ganze Liturgie, wie sie sonst in lateinischer Sprache üblich ist, wurde in slovenischer Sprache abgehalten. Papst Hadrian II. hatte im Jahre 879 die Einführung der slavischen Liturgie ausdrücklich bewilligt und Papst Johann VIII. im Jahre 880 die Bewilligung erneuert.

Behufs der Einführung der slavischen Liturgie wurden die bezüglichen Bücher und Schriften ins Slovenische übersetzt. Cyryll selbst hatte für diesen Zweck die der slovenischen

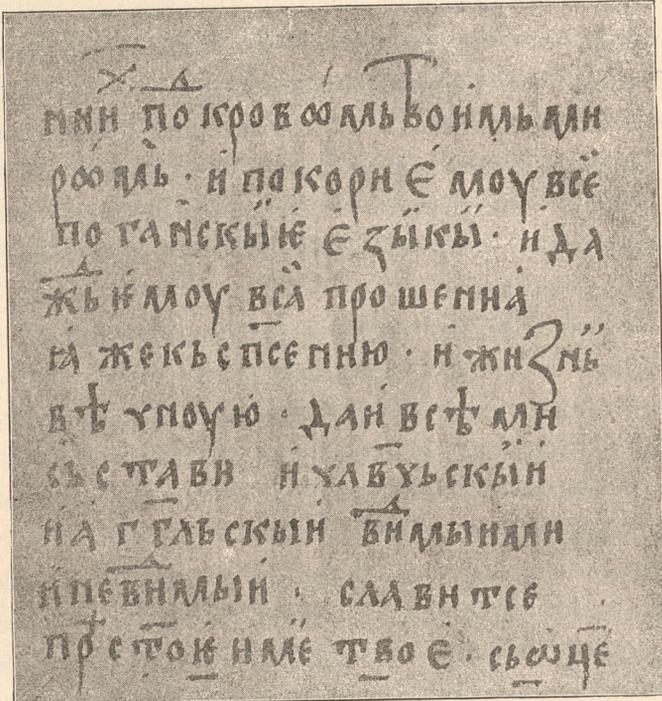


Altslovenisch: Ältere kyrillische Schrift (XIV. Jahrhundert).

Sprache entsprechenden Lautzeichen, die Glagolica, die Vorgängerin der Cyrillica, erfunden oder mindestens vervollständigt, und so hat sich im IX. Jahrhundert auf dem mährisch-pannonischen Boden eine ganze kirchliche Literatur in slovenischer, das ist altslovenischer Sprache entwickelt.

Die Denkmäler dieser Sprache sind von hohem sprachlichen Interesse und redende Zeugen, um Dasjenige zu bestätigen, was die Geschichte über die Thätigkeit der beiden Heiligen Cyryll und Method in Pannonien und Mähren überliefert. Diese Denkmäler weisen nämlich durch ihre Eigenart nach, daß die liturgische Sprache des heiligen Cyryll und Method in Pannonien entstanden ist. Man nennt sie deshalb füglich auch die pannonischen Denkmäler und verbindet damit den gleichen Sinn wie mit dem Ausdruck altslovenische Denkmäler. Sie repräsentiren eine ältere Sprache als andere kirchenslavische Denkmäler,

welche einer späteren Zeit angehören und die man als die bulgarischen, kroatischen, serbischen, russischen erkennt und bezeichnet. In diesen ältesten kirchenslavischen Denkmälern sind liturgische Termini enthalten, welche darauf hindeuten, daß die Denkmäler nicht dort, wo die griechische Sprache herrschte, sondern hier ihren Ursprung nahmen, wo die lateinische Liturgie, sei es zuvor im Lande selbst oder in unmittelbarer Nähe üblich war. Dieses Merkmal paßt nun nur auf Pannonien, wohin die deutschen Glaubenslehrer von Baiern und Karantaniern aus vorgedrungen waren. Außer diesen liturgischen Termini hat die



Altslowenisch: Jüngere kyrillische Schrift (XV. Jahrhundert).

Sprache der pannonischen Denkmäler selbst gewisse Merkmale an sich, welche nicht blos ihr Alter kennzeichnen, sondern auch den Zusammenhang mit der heutigen slowenischen Sprache, also den Boden ihres Ursprunges erkennen lassen. Diese Merkmale sind nebst anderen die Nasallaute *a* und *e*. Nur in den pannonischen Denkmälern sind nämlich die Nasalvocale richtig angewendet. Und noch heute wird in der slowenischen Sprache jedes altslowenische *a* durch *o*, *e* durch *e* und nicht anders wiedergegeben, wenn sich auch heutzutage die Nasalirung selbst bis auf geringe Reste verloren hat.

Das gute Glück hat aber noch einen anderen beredten Zeugen gestellt, welcher beweist, daß die liturgische Sprache des heiligen Cyrill und Method in Pannonien entstanden sein muß. Dieser Zeuge ist auch ein Monument aus alter Zeit, aus dem X. Jahrhundert.

Es sind dies die Freisinger = Denkmäler. Diese Denkmäler enthalten zwei slovenische Beichtgebete und eine slovenische Homilie über die Sünde, und zwar in der Sprache der damaligen Karantaner = Slovenen. Da diese Denkmäler unzweifelhaft slovenisch sind und der Sprache der pannonischen Denkmäler so nahe stehen wie kein anderes slavisches Denkmal, so ist es klar, daß auch umgekehrt dadurch auf die fraglichen pannonischen Denkmäler selbst ein neues Licht fällt, welches erkennen läßt, daß dieselben, weil ihre Sprache derjenigen der Freisinger = Denkmäler so nahe steht, auch in deren örtlicher Nähe entstanden sein müssen. Es können demnach diese eigenartigen slavischen Denkmäler, die nicht bulgarisch, nicht kroatisch, nicht serbisch, nicht russisch sind, dagegen der slovenischen Sprache, wie sie in den Freisinger = Denkmälern überliefert ist, so nahe stehen, sonst nirgends als in Karantaniens Nähe, das ist in Pannonien entstanden sein. Nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Sprachwissenschaft weist also darauf hin, daß im IX. Jahrhundert in Pannonien die fragliche liturgische Sprache, die alt-slovenische Sprache gesprochen und zu Zeiten des heiligen Cyrill und Method der Gottesdienst in dieser Sprache abgehalten wurde.

Indeß diese Richtung der Entwicklung war in Pannonien nur von vorübergehender Dauer. Nach Methods Tode wurden seine Schüler aus Pannonien vertrieben, die Wogen der Zeit brausten über Pannonien, von Osten drangen die Ungarn, von Nordwesten die deutschen Stämme vor. Gegenwärtig bewohnen die Slovenen in Ungarn nur noch den westlichen Rand des Landes und berühren sich in der Umgebung von Radkersburg mit den Slovenen der südlichen Steiermark.

Diese Slovenen nun, soweit sie nämlich auf dem ehemals pannonischen Boden wohnen, das sind die Slovenen in Ungarn und in der östlichen Steiermark, ferner die Reste der slovenischen Bevölkerung in Kroatien-Slavonien, gehören demnach noch zu den Nachkommen der alten pannonischen Slovenen. Sie sprechen heute wie damals die slovenische Sprache. Nur ist die Sprache heute etwas verändert, denn auch die Sprache kennt keinen Stillstand, sondern sie ändert sich „wie das Laub an den Bäumen, welches im Herbst abfällt und im Frühjahr neu ersteht“. Die Gelehrten nennen deshalb die Sprache der gegenwärtigen Slovenen die neuslovenische Sprache zum Unterschied von der Sprache der Slovenen im IX. Jahrhundert, welche alt-slovenisch genannt wird. Freilich kommt noch ein Moment hinzu, wenn von der neuslovenischen Sprache die Rede ist. Insofern nämlich heute die neuslovenische Sprache auch die Schriftsprache aller Slovenen bezeichnet, ist jene Thatsache hervorzuheben, daß schon zur Zeit des heiligen Cyrill und Method die Sprache der norisch-karantaniischen und die der pannonischen Slovenen dialectisch verschieden war. Diese Verschiedenheit tritt bereits in den Freisinger = Denkmälern zu Tage. Demnach ist die neuslovenische Sprache zunächst ein Dialect, der sich frühzeitig auf dem ehemaligen norischen

oder speciell karantianischen Boden, und zwar ursprünglich neben dem Dialect der pannonischen Slovenen ausgebildet hat und dann auf die Entwicklung der heutigen slovenischen Schriftsprache von vorwiegendem Einfluß geblieben ist.

Es ist demnach festzuhalten, daß die slovenische Sprache der liturgischen Sprache des heiligen Cyrill und Method am nächsten steht und daß die Bewohner des östlichen slovenischen Sprachgebietes diese Sprache mit den durch das Intervall eines Jahrtausends in der Sprache hervorgetretenen Veränderungen und Vereinfachungen noch heutzutage sprechen. Schließlicb möge nicht unerwähnt bleiben, daß neben dem Namen und der vorgetragenen Lehrmeinung von der alt-slovenischen Sprache auch noch eine andere Lehrmeinung besteht, welche dahin geht, daß die Heimat der liturgischen Sprache des IX. Jahrhunderts Bulgarien war und daß sie deshalb die altbulgarische genannt werden könne. Indes die hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete wie Kopitar, Miklošič und in seinen letzten Lebensjahren auch Šafarīk haben die oben vorgetragene Ansicht von der pannonischen Heimat der liturgischen Sprache durch die historischen Facta und aus dem Charakter der sprachlichen Denkmäler vertheidigt und nachgewiesen. Und diese Ansicht kommt immer mehr zum Durchbruch, je mehr sich die Kenntniß dieser Denkmäler verbreitet.

Die Slovenen halten aus diesem Grunde daran fest, daß in ihrer Heimat die Wige der kirchenslavischen Literatur stand und daß sich von hier aus nach Methods Tode durch seine Schüler das Christenthum und die liturgische Sprache und mit ihr vielleicht auch der Name des Stammes zu den übrigen Slaven verbreitet haben. Während sich also die liturgische Sprache in der ersten Heimat nur eine kurze Zeit behauptete und frühzeitig durch ungünstige Verhältnisse verdrängt wurde, bildete sie nachher bei den Christen des Orients von Montenegro an bis nach Petersburg lange Zeit hindurch die ausschließliche Bücher- und profane Sprache und machte erst in der neueren Zeit zunächst für die profanen Gegenstände den volkstümlichen Mundarten Platz. Die erste und ursprüngliche Heimat dieser Sprache war aber Pannonien und die Reste der pannonischen Slovenen gehören mit zu den directen Descendenten jener Slaven, in deren Sprache die liturgischen Bücher des heiligen Cyrill und Method verfaßt und zuerst geschrieben worden sind.

Was den Charakter der slovenischen Sprache anbelangt, so hat sie gewisse Merkmale mit den übrigen südslavischen Sprachen gemeinsam, andere hinwiederum, welche sie in ihrer Eigenart auszeichnen. So lassen alle südslavischen Sprachen die Dentallaute *d* und *t* vor dem einfachen *i* unerweicht. Es lautet demnach im Slovenischen wie in den andern südslavischen Sprachen in *voditi* (führen) z. B. der Laut *d* und *t* rein, zum Unterschied von den nordslavischen Sprachen, welche die Dentale vor *i* mouilliren. Das Gleiche ist bei *r* der Fall: es lautet also rein, z. B. in *pri* (bei) und nicht *při* oder *przy*, wie

im Čechischen und Polnischen. Das slovakische *r* steht diesbezüglich auch noch auf der gleichen Stufe wie das slovenische. Weiter ist die Lautgruppe *rě* und *lě* vor einem Consonanten, insofern diese Lautgruppe aus einem ursprünglichen *er* und *el* hervorgegangen ist, der slovenischen Sprache mit den übrigen südslavischen und der čechischen Sprache gemeinsam: das Wort Berg lautet demnach *brěg*. Auch die Einschaltung des *l* nach den Lippenlauten vor präjotirten Vocalen ist eine Eigenthümlichkeit des Slovenischen und Serbo-Kroatischen, so z. B. sprechen die Slovenen und die Serbo-Kroaten *zemlja* (die Erde), die Čechen und auch die Bulgaren aber *země*. Die Abweichung an der italienischen Grenze, wo *l* wie *i* lautet, beruht auf italienischem Einflusse. Die Behandlung der Dentale vor präjotirten Vocalen ist schon im Slovenischen anders als in den übrigen südslavischen Sprachen. Während nämlich die Lautgruppe, welche aus dem ursprünglichen **tja* zusammenfließt, im Kroatischen und Serbischen als *ča*, das ist mit einer unvollständigen Palatalisirung ausgesprochen wird, lautet sie im Slovenischen im Allgemeinen als *ča*, mit vollem Palatal: vergleiche das serbo-kroatische *hočete* (ihr wollet) und das slovenische *hočete*. Die alt-slovenische Schreibung *št*, z. B. *hoštete*, zeigt diese Lautgruppe in metathetischer Lautfolge. Die Lautgruppe, welche aus **dja* entsteht, läßt noch einen weiteren Unterschied erkennen. Während sie nämlich im Kroatischen und Serbischen analog dem *ča* als *d'a* lautet, fällt im Slovenischen der Dental ab und der zurückbleibende Palatallaut wird rein und nicht tönend ausgesprochen: **dja* lautet also im Slovenischen *ja*. Das ist jene Lauterscheinung, von welcher stets die Rede ist, wenn über den Zusammenhang des Neu- und Alt-slovenischen ein Zweifel ausgesprochen werden soll. Die alt-slovenische Sprache bezeichnet nämlich die fragliche Lautgruppe mit *žda*. Demnach wurde im Alt-slovenischen *j* zu *ž* und hat mit dem vorausgehenden *d* die Stelle getauscht, während, wie erwähnt, im Neu-slovenischen *d* vor *j* abfällt. Alt-slovenisch *roždenъ* (geboren) aus **rodjenъ* lautet im Neu-slovenischen *rojen*, während es im Serbo-Kroatischen *rod'en*, im Bulgarischen ebenfalls *rožden* und im Russischen *rožen*, im Čechischen und Polnischen endlich *rozen* lautet.

Als eine vereinzelte Erscheinung ist der Übergang des aus *g* erweichten Lautes *ž* in *r* zu erwähnen. Dies ist nämlich der Fall im Zeitworte *morem* (ich kann), alt-slovenisch *moga*, *možeši*, dann im Worte *uboren* (arm) aus *ubožen* und in der Anhängepartikel *re* aus *že*, z. B. *tore* aus *tože* (daher). Im letzteren Worte ist dieser Übergang auch im Kroatischen üblich. Soweit ließen sich die Eigenthümlichkeiten der Consonanten charakterisiren.

Was die Vocale anbelangt, so ist im Allgemeinen eine Vereinfachung derselben zu constatiren. Die alt-slovenischen Halbvocale *ъ*, *ь* werden im Neu-slovenischen in unbetonten Silben meist ausgelassen, in betonten aber durch *a* oder *e* ersetzt, alt-slovenisch *dnъ*

(der Tag) lautet den oder dan. Das harte y und das weiche i wird durch einen Laut i wiedergegeben. Das harte y ist theilweise noch in den Lautgesetzen erkennbar, kaum aber in der Aussprache, vergleiche zum Beispiel otroci (die Kinder) und z otroki aus z otroky (mit den Kindern). Der Laut e ist dreifach. Es gibt ein kurzes betontes oder unbetontes e und in betonten Silben ein zweifaches lauges e, von denen sich das eine dem i zuneigt, das andere in manchen Gegenden als ein tiefes gedehntes e, in anderen mit der Neigung zu a, in einigen geradezu als a gesprochen wird, vergleiche svèt (die Welt) und svēt (heilig). Letzteres e bildet in betonten Silben den Reflex des altslowenischen Nasals en, wie das dem i sich zuneigende ě in betonten Silben das altslowenische jat ersetzt; in unbetonten Silben sinkt altslowenisches en und jat zum erstgenannten kurzen e herab. Außer diesen drei Arten des e gibt es noch ein stummes e, welches in den Schlußsilben gewissermaßen die altslowenischen Halbvocale ь und ѣ ersetzt: vergleiche dober (gut), močen (stark). Auch das altslowenische nasale a, welches im Kroatischen und Serbischen durch u wiedergegeben wird, unterscheidet sich noch mehrfach in betonten Silben vom einfachen o durch seine Länge, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch das einfache o, wenn es betont wird, lang werden kann und beide in betonten Silben in gewissen Gegenden auch die Klangfarbe uo und u haben; unbetont oder gekürzt lautet es wie das einfache o.

In Kärnten, bei den Slovenen Venetiens und zum Theil im Osten des Sprachgebietes ist der Nasallaut theilweise noch erhalten, in Kärnten wird das Wort veči (größer) als venči, dob (Eiche) als domb gesprochen. Dergleichen findet sich im Venetianischen, im District St. Peter venči, in Krizia vinči, in Steiermark lautet das Wort mesec (der Mond) mesene.

Wie in den Lauterscheinungen, so trat auch in der Formbildung in der neu-slowenischen Sprache eine Vereinfachung gegenüber dem Altslowenischen ein. Es lassen sich in der heutigen Sprache fast alle Formarten, wie sie im Altslowenischen bestanden, nachweisen, wenn auch einige nur als Überreste und im Aussterben begriffen. Dafür ist überall der Gang zur Vereinfachung wahrnehmbar, sowohl in der Declination als auch in der Conjugation. Die specifischen Endungen der slavischen Declination bestehen noch, der Local und der Instrumental und auch der Vocativ, auch die drei Numeri Singular, Plural und Dual. Es ist der Vocativ jedoch schon beschränkt auf einzelne Worte, der Dual verliert den Genitiv und den Local und ersetzt diese Casus mit dem Plural, nur im Osten des Sprachgebietes halten sich letztere Casus noch, und zwar auch nur zumeist am Pronomen. Behufs der fortschreitenden Vereinfachung werden selbst einzelne Lautgesetze aufgegeben. So z. B. hat die a-Declination im Altslowenischen nach einem harten Stammconsonanten im Genitiv singularis, dann im Nominativ und Accusativ pluralis die Endung y, dagegen in Wortstämmen mit weichen Consonanten e:

raky (der Hand), duše (der Seele). Die heutige slovenische Sprache hat nur eine Endung e: roke, duše und kümmert sich somit dabei gar nicht mehr um das Lautgesetz, welches bei Wortbildungen und auch sonst beobachtet wird, nach welchem sich k vor e und e erweicht. Dasselbe findet auch im Accusativ pluralis der *ɨ*-Declination statt. Die *i*-Declination hat sich hinwiederum zuvörderst im Singular auf die weiblichen Hauptwörter beschränkt. Die Endungen der consonantischen Declination endlich sind größtentheils der *ɨ*- oder *a*-Declination nachgebildet und wird so das Decliniren vereinfacht. Eine Ausgleichung der Declinationsendungen hat auch bezüglich der harten und weichen Pronominalstämme stattgefunden, wo gleichfalls die Endung der weichen Stämme den Sieg davontrug, so daß aus toga (dessen) tega ward, wie bei vsega (jedes). Nur im Osten des Sprachgebietes und im Frageworte koga (wessen) ist das Merkmal der harten Stämme geblieben.

In ähnlicher Weise hat das Adjectivum die doppelte Declination bis auf einige Reste aufgegeben und kennt meist nur eine Declination. Während nämlich das Adjectiv der altflovenischen Sprache eine nominale und eine zusammengesetzte Declination hat, von denen die letztere den Gebrauch des Artikels anderer Sprachen ersetzt, kennt die heutige slovenische Sprache nur die zusammengesetzte Declination. Nur im Nominativ und Accusativ singularis masculini sind beide Declinationen erhalten, außerdem gibt es Reste der nominalen in Redensarten und adverbialen Ausdrücken. — In gleicher Weise ist die Conjugation des Zeitwortes vereinfacht. Das Imperfectum wird heutzutage durch das Perfectum eines imperfectiven Verbums wiedergegeben, ähnlich der Morist theils durch das Präsens theils durch das Perfect eines perfectiven Verbums. Dadurch sind das Imperfectum und der Morist gegenwärtig überflüssig geworden und sind meist ausgestorben. Indes vorhanden waren sie auch in der neuslovenischen Sprache, wie dieses nicht bloß die Freisinger-Denkmäler, sondern auch spätere Schriftwerke des XV. und XVI. Jahrhunderts darthun, ja theilweise ist das Imperfectum dialectisch noch vorhanden. Die Mannigfaltigkeit der Verbalstämme ist geblieben, die Conjugationsendungen auch. Nur in der ersten Person singularis findet sich überall die Personalendung m. Während man also im Altflovenischen z. B. ein nesā (ich trage) und vēm̃ (ich weiß) unterschied, lauten in der heutigen Sprache beiderlei Verba auf m aus: nesem, vēm. Es finden sich aber nicht minder auch diesbezügliche dialectische Reste mit o-Formen. Von allen Participien ist nur das des Präsens passivi ausgestorben; die diesbezüglichen Bildungen wie ženim (der Bräutigam) werden als Substantiva gefühlt. Ersetzt wird das genannte Particip durch das Particip perfecti passivi der Verba imperfectiva. Wenn demnach ein Vereinfachen und Zusammenfließen von Formen das Merkmal der sich fortentwickelnden slovenischen Sprache bildet, so hat sich der wesentliche Kern erhalten sowohl im Wurzelschatze als auch in den Nominal-

und Verbalstämmen. In die Eigenthümlichkeit der slavischen Verbalstämme, wodurch der Charakter der Handlung als momentan, dauernd, einmalig, wiederholt, einmalig dauernd, wiederholt dauernd, beginnend, vollendet zum Ausdruck gebracht wird, hat sich nicht bloß erhalten, sondern theilweise durch die Bildungen auf — évam zum Ausdruck der gewohnheitsmäßigen Wiederholung noch erweitert. — Andere Eigenthümlichkeiten der slovenischen Sprache lassen sich kurz berühren. Die gewöhnlichen Adverbia werden nicht vom Local gebildet wie im Alt-slovenischen, sondern vom Accusativ des sächlichen Adjectivs: nicht lepě (schön), sondern lepo. Einige Pronominalstämme sind ausgestorben oder nur in Redensarten oder Zusammensetzungen erhalten. Im Ausdruck do sih mal (bis zu dieser Zeit) oder letos (heuer) ist das Pronomen se, si, se erhalten, während es sonst nicht mehr lebt. Dafür finden sich neue Pronomina, z. B. das Fragewort kaj (was) für das alt-slovenische čto. Ähnliche Neuerungen finden sich auch in einigen Conjunctionen und Partikeln.

Die Sprache der Slovenen läßt zwei Gruppen von Dialecten unterscheiden, die nordwestliche und die südöstliche Gruppe. Die nordwestliche Gruppe umfaßt in Steiermark das Gebiet, welches westlich von der vormalig pannonischen Grenze liegt, mit Ausnahme der Saveebene zwischen der unteren Sotla und der Save, ferner das slovenische Kärnten, dann Oberkrain, den nördlichen Theil des Görzischen und das slovenische Gebiet in Venetien. Die südöstliche Gruppe umfaßt die übrigen slovenischen Gebiete, so zunächst im vormaligen Pannonien das Gebiet der ungarischen, dann das der steirischen und kroatischen Slovenen und der Beli Krajnei im Bezirke Černembl, ferner Unter- und Inner-Krain, dann den slovenischen Theil Istriens und des Gebietes von Triest und den südlichen Theil des Görzischen. Die Eigenthümlichkeiten der Dialecte zu kennzeichnen, ist schwierig, da die Abweichungen oft geringfügig sind und in den Abweichungen selbst allmähliche Übergänge platzgreifen. Zumeist liegt die Verschiedenheit in der Aussprache der Vocale, theilweise auch in jener der Consonanten, die Flexion und der Wortschatz fällt weniger ins Gewicht.

Der Unterschied der Sprache der eben bezeichneten zwei Gruppen beruht zunächst in der Aussprache des alt-slovenischen jat. Während nämlich dieser Laut in den Fällen, wo er lang bleibt, innerhalb der südöstlichen Gruppe als ě, das ist, wie ein zu i sich zuneigendes langes e oder als ej, stellenweise selbst als aj gesprochen wird, bekommt er in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe die Lautform je, ie und i. Das Wort zvězda (Stern) z. B. lautet bei den Slovenen Ungarns und der benachbarten Steiermark zvejzda, ebenso in Unterkrain zvejzda, unter den kroatischen Slovenen zvězda, bei Rohitsch in Steiermark zvajzda, dagegen in Kärnten zvjezda, bei Tolmein zviezda, bei Cirfno im Görzischen zvizda, ebenso auch im Venetianischen zvizda. Die gleichen

Lautverhältnisse bietet das Wort *besěda* (das Wort), *cvět* (die Blüte) und alle ähnlichen Worte mit langem *ě*.

Ein anderes Merkmal der Dialecte der beiderseitigen Gruppen ist die Art der Behandlung der Laute *dl* und *tl* im Participium. Innerhalb der nordwestlichen Gruppe bleibt der Zahnlaut vor *l*, während er in den Dialecten der südöstlichen Gruppe meist ausfällt. So sagt man z. B. in Kärnten *padla je* (sie ist gefallen), in der pannonischen Steiermark und in Unterfrain *pala*. Ähnlich *pletla sem* (habe geflochten) einerseits, *plela* andererseits und alle ähnlichen Fälle so. Ferner wird in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe dort *h* gesprochen, wo das Ethymon und die Dialecte der südöstlichen Gruppe *g* bieten. Das Wort Berg z. B. lautet in den Dialecten der nordwestlichen Gruppe *hora*, in denen der südöstlichen *gora*, ebenso das Wort brennen dort *horeti*, hier *goreti* und andere ähnliche. Die angeführten drei Merkmale lassen den Unterschied der Sprache der beiderseitigen Gruppen erkennen. Andere Kennzeichen kommen hinzu, welche die Sprache einzelner Theile der beiden Gruppen auszeichnen. So z. B. wird im pannonischen Theile Steiermarks außer dem Gebiete von Polstrau und unter den ungarischen Slovenen das *u* als *ü* gesprochen: *duh* (der Geist) lautet *düh*, *kruh* (Brot) *krüh* und so fort. Diese Aussprache wird auch in einzelnen Gegenden Unter- und Innerfrains und des Görzischen beobachtet. Der altslowenische Halbvocal *ъ* und *ь* wird in den betonten Silben bei den Slovenen Kärntens und Steiermarks mit Ausnahme der Save-Ebene und des Saunthales durch den Vocal *e*, bei allen übrigen Slovenen durch *a* ersetzt. So lautet z. B. das altslowenische *dnъ* im erstgenannten Gebiete *den*, in Krain, im Görzischen, Venetianischen und in der steirischen Save-Ebene und im Saunthale aber *dan*. Ebenso das Wort *vsъ* (das Dorf) einerseits *ves*, andererseits *vas*, oder *vzemem vzamem* (ich nehme), *meša maša* (die Messe) und so fort. Im Kefiathale kommt neben der Form *dan* auch die Form *din* vor, wenigstens in Redensarten wie *din anu nug* (Tag und Nacht).

Die Lautgruppe *šč* aus **skj* oder **stj* wird in den meisten Gegenden der pannonischen Steiermark, Unter- und Innerfrains vollständig, sonst aber als ein geschärftes *š* gesprochen, z. B. *puščam* (ich lasse) lautet so im pannonischen Theile Steiermarks, ebenso in Unter- und Innerfrain, dagegen in Oberfrain und in Kärnten *pušam*. Doch hört man um Tolmein z. B. auch *smetišče* (der Rehrichplatz), dagegen in der steirischen Save-Ebene *smetiše*.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß sich einzelne Erscheinungen auf gewisse Gebiete der einen Gruppe beschränken, aber zugleich auch auf Theile der anderen Gruppe übergehen. Es dürfte kein Zufall sein, daß der altslowenische Halbvocal gerade in jenen Gebieten durch *e* ersetzt wird, welche den Nordslaven, die den gleichen Ersatz haben, näher liegen, dagegen durch *a* in anderen Gebieten, welche an die Kroaten grenzen.

Um schließlich die Sprache der einzelnen Dialecte mit ein paar Worten zu charakterisiren, so läßt sich von der Sprache der pannonischen Slovenen behaupten, daß sie die Vocale und Consonanten am reinsten erhalten hat. Dasselbe gilt von den Flexionsformen. Die Verba auf -noti sind nur hier in der ursprünglichen Form erhalten, sonst ist diese Form in -n'ti, -niti abgeschwächt und mit den abgeleiteten Verben der vierten Classe gleichgemacht. Es unterscheiden demnach die pannonischen Slovenen noch zum Beispiel mignoti (winken) und polniti (füllen), während sonst die Verba mit gleichen Endungen migniti und polniti lauten. Wenn in der Declination im Munde des Volkes die u-Endung in i abgeschwächt wird, so dürfte diese Erscheinung auf der Aussprache des u als ü beruhen: njemi (ihm) aus njemü.

Im oberkrainischen Dialect wird das harte und theilweise auch das mittlere l nicht bloß am Wortende und vor Consonanten, sondern auch vor Vocalen als u oder w ausgesprochen. Das Wort glava (der Kopf) lautet im Munde des Oberkrainers guava, lehek (leicht) als woh'k. Die geschärfte Betonung und die Vorliebe, den Ton auf die Schlußsilbe zu legen, bringt es mit sich, daß in mehrsilbigen Worten mancher Vocal vollends unterdrückt wird. Letzteres ist häufig auch bei einem schließenden Vocale der Fall, wenn er nicht betont ist, vergleiche dobr vin' (guter Wein) statt dobro vino.

Die Sprache des unterkrainischen Dialectes kennzeichnet außer den allgemeinen Merkmalen der südöstlichen Gruppe die Aussprache des betonten o, welches u lautet. Man spricht also in Unterkrain gospud (der Herr), büg (Gott) und so fort. Auch im Resiathale im Venetianischen ist diese Aussprache üblich. Sonst lautet dieses o rein oder bei den ungarischen und den angrenzenden steirischen Slovenen als ou, bei den venetianischen Slovenen des Districtes St. Peter als uo.

Der Dialect, wie er in Unterkrain gesprochen wird, herrscht im Großen und Ganzen auch in Innerkrain, in den slovenischen Gebieten Istriens, des Triester Territoriums und im südlichen Görzischen. Im Dialecte der Slovenen Istriens ist der Einfluß der kroatischen Sprache bemerkbar. Überhaupt ist die Sprache an der Peripherie durch den Einfluß der benachbarten fremden Sprachen getrübt. Im Districte St. Peter zeigen die Endungen -ac für das sonst übliche -ec in Worten wie pievac (der Sänger), jazbac (der Dachß) Anklänge an die kroatische Sprache, desgleichen die Aussprache des č in Worten wie reči (sagen), welches als recj lautet.

Der Dialect endlich, der in Kärnten gesprochen wird, hat die Eigenheiten des Oberkrainischen. Dazu kommt noch, was die Sprache des Kärntners besonders schwer verständlich macht, daß der k-Laut in der Aussprache nur angedeutet wird: kako (wie) glaubt man als 'a'o zu hören. Der Vocal wird häufig undeutlich, so daß der Satz koze pase (er weidet die Ziegen) wie 'aze pose lautet. Diese Erscheinungen des kärntnischen

Dialectes, zu welchen in den Localdialecten des Jaun-, Rosen- und Gailthales noch Einzelheiten hinzuzufügen wären, sind Eigenthümlichkeiten, die mehr oder weniger dem schwerfälligeren Gebirgsbewohner zukommen.

Neben diesen Eigenthümlichkeiten finden sich auch interessante Archaismen und Localismen, deren Vorkommen hier überrascht. Zu letzteren ist das im Cechischen und Slavakischen bekannte Präfix *vi* (heraus) zu rechnen, welches innerhalb des slovenischen Sprachgebietes nur in Kärnten, im Venetianischen und sporadisch auch in den an Kärnten stoßenden Gegenden Steiermarks vorkommt. Zu den Archaismen wären die Imperfectformen des Hilfsverbums *bě*, *běsta* und so fort zu zählen, welche sich außer in Kärnten nur noch bei den kroatischen Slovenen finden.

Was nun die Vertheilung der Dialecte in Steiermark betrifft, so nimmt die Sprache der Bewohner des Bachergebirges, der oberen Windischen Bühel, des Posruck, des oberen Drau- und des Mießthales an dem Kärntner Dialecte Theil, dagegen die Sprache der Bewohner des Sannthales an dem Dialecte Oberfrains, endlich ist jene der Bewohner der Save-Ebene dem Dialecte Unterfrains zuzutheilen.

Die Sprache der Slovenen in Kärnten, in Oberfrain und in den angrenzenden Gebieten Steiermarks gilt als Fortsetzung jener Sprache, welche in den Freisinger-
Denkmälern überliefert ist.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Für Steiermark kommen zwei Volksstämme: die Deutschen und die Slovenen in Betracht. Erstere, die 64 Procent der Gesamtbevölkerung repräsentiren, bewohnen ganz Ober- und Mittelsteiermark, letztere beschränken sich auf das Unterland, welches, die Städte Marburg, Pettau und Cilli nebst einigen größeren Ortschaften ausgenommen, größtentheils eine slovenische Bevölkerung zeigt.

Die Deutschen in Steiermark stellen, ähnlich den meisten übrigen Culturvölkern, ein Mischvolk dar. Für diese Anschauung sprechen sowohl die statistischen Ergebnisse über die Augen- und Haarfarbe als auch auffallende Verschiedenheiten in der Form des Schädelbaues. Bezüglich der Augen- und Haarfarbe unterscheidet man unter den steirischen Deutschen zwischen einem hellen und einem dunklen Typus, von welchen ersterer unter den Kindern, letzterer unter den Erwachsenen vorherrscht. Es findet demnach während der Wachstumsperiode ein Übergang der hellen Complexion in die dunkle statt, der, atavistisch gedeutet, beweist, daß einst die blonde Race unter den Deutschen Steiermarks dichter vertreten war als zur Jetztzeit, und auf eine Kreuzung der blonden Race mit einem brünetten Volke hinweist.

Der Übergang der hellen Complexion in die dunkle erfolgt, wie nachstehende Zahlen lehren, ziemlich rasch. In der Volksschule sind 56 Procent der deutschen Kinder lichterhaarig, in der Mittelschule nur mehr 47·6 Procent und unter den Erwachsenen ist, wie auf den ersten Blick auffällt, der Procentsatz der Blonden bei weitem noch tiefer herabgesunken. Leider liegen über die Augen- und Haarfarbe der Erwachsenen keine bestimmten Aufzeichnungen vor. Die Vertheilung der Blonden und Brünetten ist keine gleichmäßige, sondern wechselt nach Bezirken. So zeigt beispielsweise ein Bezirk der mittleren Steiermark (Boitsberg) neben 445 dunkelhaarigen 555 blonde Schulkinder, dagegen ein anderer (Kirchbach) neben 289 brünetten die hohe Ziffer von 711 blonden. Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung der Augenfarbe.

Gleich der Augen- und Haarfarbe erbringt auch die Variabilität der Schädelform den Beweis dafür, daß sich die Deutschen Steiermarks aus mehreren Volkselementen herauskristallisirt haben. Man findet unter der neuzeitigen steirisch-deutschen Bevölkerung die verschiedensten Schädelformen, unter welchen sich aber zwei: eine kurz-, beziehungsweise breitköpfige (brachycephale) und eine lang-, beziehungsweise schmalköpfige (dolichcephale) in den Vordergrund drängen. Die kurzköpfige Form zeichnet sich durch nachstehende Eigenschaften aus: der Schädel ist in der oberen Ansicht kurz und breit und im Profil mittelhoch; letzteres zeigt auch deutlich, daß die Verkürzung vorwiegend den hinter der Ohröffnung gelegenen Theil der Hirnschale betrifft, deren hintere Wand nebenbei bemerkt mehr abgeplattet ist. Das Gesicht ist nach der Beobachtung am Lebenden zumeist lang und oval, da die Backenknochen nicht nennenswerth ausladen. Die Nase ist gerade und tritt stark vor, das Gesichtsprüfil springt wenig vor, fällt vielmehr von der Stirne gegen die Zähne ziemlich senkrecht ab (Orthognathie). Am Skelet findet man die Augenhöhleingänge bei den meisten weit geöffnet, den Eingang in die Nasenhöhle lang und schmal. Nicht selten aber stößt man auf Fälle, in welchen die eben genannten Theile verkürzt und verbreitert erscheinen, welche Eigenthümlichkeiten zumeist mit einem gedrungenen Bau des Gesichtskeletes combinirt erscheinen. Bei der langköpfigen Form ist der Schädel in der oberen Ansicht lang und schmal und im Profil mittelhoch. In dieser Ansicht gewahrt man auch, daß die Verlängerung der Hirnschale wieder vorwiegend den Theil betrifft, der sich hinter der Ohröffnung befindet, und daß dessen hintere Wand stark gewölbt ist. Das Gesicht ist meist lang und schmal, zuweilen aber, wie auch bei den Kurzköpfen kurz, relativ breit und vorspringend (prognath); diesfalls sind die Augenhöhleingänge und die äußere Nasenöffnung niedrig und breit. Unter den Langköpfen hat man überdies eine mäßig dolichcephale (mesokcephale) — Länge : Breite = 100 : 75·1 und darüber bis 100 : 79·9 — Form von der eigentlichen dolichcephalen — Länge : Breite = 100 : 75·1 und darunter — zu unterscheiden. Innerhalb der letzteren Form befindet sich eine Gruppe von Schädeln,

an welchen die Höhe die Breite überragt und deren in die Länge gezogenes Gesicht durch weitgeöffnete Augenhöhlen und schmale Nasenöffnung charakterisirt ist. Diese Form ist wegen der Übereinstimmung mit jener der in den germanischen Reihengräbern gefundenen Langköpfe ganz besonders hervorhebenswerth.

Unter 1.400 Schädeln aus den deutschen Bezirken Steiermarks fand ich nun: 76·4 Procent kurzköpfig (darunter 23 Procent hohen Grades, hyperbrachykephal, Länge : Breite = 100 : 85·0 oder darüber), 23·6 Procent langköpfig (darunter eigentlich dolichokephal bloß 4·2 Procent, die übrigen mesokephal). Nach diesen Zahlen würden mehr



Typus eines Deutschen aus Obersteiermark.

als Dreiviertel der Deutschen Steiermarks kurzköpfig sein. Doch dürfte diese Zahl zu hoch gegriffen sein, da unter den Schädeln, die nach dem Verhältniß der Länge zur Breite noch in die Gruppe der Kurzköpfe fallen, einzelne eine entschiedene Hinneigung zur Langköpfigkeit besitzen. Bei Rücksichtnahme auf diese zweifelhaften Fälle dürften gegen 35 Procent der steirischen Deutschen langköpfig sein. Die Dolichokephalen sind auf alle Fälle in der Minorität, namentlich wenn man die Gruppe der extremen Dolichokephalie (4·2 Procent) von der Reihe der Dolichokephalen mäßigen Grades (Mesokephalen) ausscheidet. Die Vertheilung der zwei Formen wechselt nach der Localität. Die Gebirgsbewohner sind im

Allgemeinen brachykephaler als die Bewohner des Flachlandes. In Obersteiermark fand ich: 80·2 Procent kurzköpfig und 19·8 Procent langköpfig; in Mittelsteiermark hingegen bloß 73·5 Procent brachykephal und 26·5 dolichokephal. Die verschiedene Vertheilung variirt aber selbst innerhalb enger Grenzen um 40 Procent. So sind in Adriach (bei Frohnleiten) 90·6 Procent brachykephal und 9·4 Procent dolichokephal, in dem nahegelegenen Gratwein hingegen 53 Procent brachykephal und 47 Procent dolichokephal, in Gamitz (an der Sprachgrenze) sind 60·9 Procent kurzköpfig, 39·1 Procent langköpfig.

Die Frage, ob von den zwei Grundtypen der Haar- und Augenfarbe sich constant je einer mit einer bestimmten Schädelform combinire, muß verneint werden. Noch vor kurzer Zeit war allerdings die Ansicht von einem hochgewachsenen, blonden, langköpfigen Typus, dem ein brünetter, kurzköpfiger Typus mit gedrungenem Körperbau entgegengestellt

wurde, ziemlich verbreitet und mit einer gewissen Vorliebe hat man auf die hochgewachsenen blonden Langköpfe als auf den germanischen Typus hingewiesen. Die statistischen Untersuchungen haben jedoch diesen Glauben sehr erschüttert. Es mag wohl eine Zeit gegeben haben, in der die beiden Typen in festgefügtten Massen neben einander existirt haben; auch läßt sich nicht leugnen, daß diese Typen noch heute auftreten. Für die große Mehrheit der Deutschen Steiermarks haben sie jedoch keine Geltung mehr. Hier beobachtet man die angeführten körperlichen Attribute bunt durcheinandergemischt, und neben dem kleinen, blonden, lichtäugigen Kurzkopf schreitet der hochgewachsene, brünette Dolichokephalus einher. Die Ursache der geschilderten körperlichen Verschiedenheiten unter den modernen steirischen Deutschen ist vorwiegend zurückzuführen auf Kreuzung des einst mehr einheitlichen germanischen mit fremden Elementen, wozu sich selbst noch in Steiermark Gelegenheit darbot. Denn einmal stießen die Germanen bei ihrer Massenansiedlung in Steiermark auf Slaven, die sich bereits früher festhaft gemacht hatten, und dann kamen sie auch noch mit den Resten von Kelten und Romanen in Berührung, die vor der slavischen Auffaugung sich bewahrt hatten. Die germanischen Einwanderer scheinen aber schon als Mischvolk unser Land betreten zu haben, denn die Baiern (durch



Typus einer Deutschen aus Obersteiermark.

deren Colonisirung Steiermark hauptsächlich deutsch wurde) zählten, wie Befunde aus den ältesten Grabstätten Baierns lehren, schon lange vor ihrer Einwanderung nach Steiermark Kurzköpfe unter sich. In Steiermark mögen allerdings die Kurzköpfe durch den Contact mit Slaven an Zahl zugenommen haben, wie denn auch heute noch aus dieser Quelle den Deutschen brachykephale Elemente zufließen. Auch die Kelten können hierzu einen Beitrag geliefert haben, da es nicht ausgeschlossen ist, daß auch diese schon Brachykephale enthielten.

Der vorher erwähnte gedrungene Gesichtstypus unter den steirischen Deutschen ist, wie aus einer späteren Angabe hervorgehen wird, höchst wahrscheinlich von den Slaven übertragen worden. Vieles spricht nun dafür, daß die schmalköpfige Form (dolichokephal und mesokephal) den reinen germanischen Typus repräsentirt. Sollten aber die in germanischen Reihengräbern so oft wiederkehrenden extrem schmalen Dolichokephalen

ausschließlich das germanische Element darstellen, was im Übrigen bezweifelt werden darf, dann würde allerdings nur mehr wenig unvermishtes germanisches Blut in den Adern der modernen deutschen Bevölkerung Steiermarks rollen.

Die Slovenen der Steiermark bilden gleichfalls ein Mischvolk. Auch unter den Slovenen macht sich neben dem brünetten Typus ein blonder geltend; letzterer ist häufiger bei den Kindern, ersterer bei den Erwachsenen und die Umwandlung der hellen Complexion in die dunkle vollzieht sich ähnlich rasch wie bei den Deutschen. Unter den slovenischen Kindern überwiegen aber doch im Allgemeinen die dunkelhaarigen und blauäugigen, zum Unterschied von den deutschen, bei denen hingegen mehr blondhaarige vorkommen. Diese Verhältnisse haben jedoch nur als Ganzes genommen Geltung, denn im Einzelnen finden sich für manche deutsche und slovenische Bezirke beinahe die gleichen Werthe. So zeigt z. B. der slovenische Bezirk Rann ebensoviele Blonde und Brünette wie der deutsche Bezirk Oberwölz. Aus letzterem Verhalten den Schluß zu ziehen, daß hier eine Germanisation von Slaven vor sich gegangen sei, ist gewagt; die Umwandlung der hellen in die dunkle Complexion scheint vielmehr dafür zu sprechen, daß die Slovenen, gleich den Deutschen, die Abkömmlinge einer ursprünglich durchwegs blond gewesenen Race darstellen, da das Durchschlagen der lichten Complexion unter den slovenischen Kindern gewiß nicht anders als bei den deutschen Kindern gedeutet werden kann.

Auch die Variabilität der unter den Slovenen vorkommenden Schädelformen ist der Anschauung, daß die Slovenen ein Mischvolk bilden, günstig. Es treten auch unter den Slovenen die verschiedensten Schädelformen auf, die aber, nach dem Verhältniß der Länge zur Breite geordnet, der großen Mehrheit nach in die Gruppe der Kurzköpfe rangiren. Die Kurzköpfe gruppiren sich ferner in zwei Reihen, in eine mit der deutschen Brachycephalie übereinstimmende und in eine zweite, die durch bedeutendere Höhe der Hirnschale und den eigenthümlichen Bau des Gesichtskeletes ausgezeichnet ist. Das in vielen Fällen breite, gedrungene, prognathe Gesichtskelet zeigt öfter als bei den Deutschen niedrige Augenhöhleneingänge, vorspringende Backenknochen, weit abstehende Jochbrücken, breite, gerundete Zahnladen, einen an der Wurzel sattelförmig eingezogenen, im Übrigen aber vortretenden Nasenrücken und eine kurze, weitgeöffnete äußere Nasenöffnung. Dieselbe Bildung kommt wohl auch unter den Deutschen vor, doch seltener als unter den Slovenen und scheint durch Kreuzung auf die ersteren übergegangen zu sein. Die unter den Slovenen vorkommenden Langköpfe schließen sich den deutschen Mesokephalen an, zeigen aber häufiger den gedrungnen Bau des Gesichtskeletes. Eigentliche Langköpfe finden sich äußerst selten und die als Reihengräbertypus beschriebene Form scheint vollständig zu fehlen. Unter 425 steirischen Slovenen fand ich: 79·5 Procent kurzköpfig, 20·5 Procent langköpfig (mesokephal), Procentfäße, die mit den für die Deutschen gewonnenen Werthen

annäherungsweise übereinstimmen. Hinsichtlich der Combination der Schädelformen mit der Augen- und Haarfarbe kann, wenn auch im Allgemeinen die brünetten Brachykephalen vorherrschen, doch kein bestimmtes Gesetz aufgestellt werden.

Die Provenienz der slovenischen Schädelformen anlangend, wäre die gegenwärtig kaum entscheidbare Frage zu beantworten, ob die Minorität von Langköpfen, die unter den Slovenen vorkommt, die letzten Reste des ursprünglichen slovenischen Typus birgt, ob Überbleibsel einer vorlavischen Bevölkerung Steiermarks vorliegen, oder ob es sich vielleicht gar um ein Kreuzungseresultat mit den Germanen handelt. Ähnliche Fragen ließen sich auch in Bezug auf die Brachykephalen aufwerfen, nur müßten dann die in Frage kommenden Volkselemente brünett gewesen sein. Man stünde ganz ohne Anhaltspunkte da, wenn nicht der gedrungene Bau des Gesichtsskelets, sowie das Umschlagen der hellen Complexion in eine brünette bei vielen Slovenen auf die Kreuzung der Slovenen mit einem brünetten Volksstamm hinwies, der den bereits geschilderten gedrungenen Bau des Gesichtes sein eigen nannte. Da dieser Gesichtstypus keinesfalls kaukasischen Ursprunges ist, so wird hierdurch der Beweis erbracht, daß den Slovenen fremde, wahrscheinlich mongolische Elemente beigemischt sind; denn die genannte Gesichtsbildung stellt ein specifisch mongolisches Attribut dar. Es wäre demnach an einen brünetten mongolischen Stamm zu denken, dessen dunkle Complexion, dessen Gesichts- und möglicherweise auch Schädelbildung auf die Slovenen übergegangen wäre.

Schließlich möge noch ein Blick auf den Körperwuchs der beiden beschriebenen Nationen geworfen werden. In dieser Beziehung ist zu berücksichtigen (von den ursächlichen Momenten soll hier abgesehen werden), daß derselbe auch als Racenmerkmal manches Charakteristische enthält und die Gebirgsbewohner nach den hier zu Lande gemachten Erfahrungen im Allgemeinen kräftiger sind als die Bewohner der Niederungen. Vergleicht man nun nach den Angaben des militär-statistischen Jahrbuches pro 1885 die steirischen Deutschen mit den steirischen Slovenen und diese mit ihren slovenischen Nachbarn in Krain, so zeigt sich: von 1000 zur Assentirung Vorgeführten wurden im Ergänzungsbezirke Graz 102, im Ergänzungsbezirke Marburg 71, im Ergänzungsbezirke Laibach 36 als zu klein (unter 155·4 Centimeter) ausgeschieden. Unter 1000 Untersuchten, welche die Körperlänge von 155·4 Centimeter erreichten, waren klein (bis 160 Centimeter) in Graz 178, in Marburg 139, in Laibach 102; mittelgroß (160 bis 170 Centimeter) in Graz 603, in Marburg 598, in Laibach 573; groß (über 170 Centimeter) in Graz 219, in Marburg 263, in Laibach 325. Wenn nun auch in den drei Ergänzungsbezirken nicht ausschließlich Deutsche, beziehungsweise Slovenen zur Assentirung kommen und es sich vielfach um Personen handelt, deren Wachsthum noch nicht vollendet ist, so geht doch aus den citirten Zahlen soviel hervor, daß erstens die Mittelgroßen bei beiden Nationen

prävaliren, zweitens unter den Deutschen mehr untermäßige und kleine als unter den Slovenen vorkommen und drittens die Slovenen das größere Contingent von hochgewachsenen Leuten stellen.

Steiermarks Bevölkerung könnte eine in jeder Beziehung bevorzugte genannt werden, wenn sie nicht von dem hinsichtlich seiner Ursache noch ziemlich dunklen Cretinismus so schwer heimgesucht wäre. Das Centrum des Cretinismus bildet der Urgebirgsstock der an Salzburg und Kärnten grenzenden Alpen, von wo aus diese Entartung in radiärer Abstufung gegen den Osten abklingt, ohne jedoch die Niederungen gänzlich zu verschonen. Ziemlich cretinenfrei ist ein östlicher Streifen der Provinz und das Unterland mit Ausnahme des in das Urgebirge fallenden Bezirkes Windischgraz. In Steiermark kommen auf je 100.000 Einwohner durchschnittlich 240 Cretinen. Rechnet man dazu noch die von dieser Seuche in geringerem Grade afficirten Halb- und Viertelcretinen, so muß Steiermark wohl eines der „bedeutendsten Cretinenländer Europas“ genannt werden. Gegen dieses arge Übel anzukämpfen ist eine patriotische Pflicht, und vor allem anderen wären geeignete Mittel anzuwenden, um jenen Procentsatz von Cretinen zu unterdrücken, der durch Inzucht cretinistischer Individuen geschaffen wird.

Burgen und Schlösser.

Als zeitlicher Ausgangspunkt für das Burgenwesen in Steiermark ist das XII. Jahrhundert aufzufassen. Das begründet sich sowohl aus allgemeinen Culturzuständen als auch aus dem späten Eintritt unserer Heimat in geordnete staatliche Verhältnisse. Letzterer vollzog sich bekanntlich erst, als die sogenannte obere Mark von dem Mutterlande Kärnten sich abtrennte und zu einem selbständigen Reichsgebiete entwickelte.

Was man gemeinhin unter Burgen versteht, ist eigentlich bloß eine Übergangsform unter den Wehr- und Wohnbauten ungefähr eines Jahrtausends. Denn es ist klar, daß auch vor ihnen eine Art befestigter Wohnplätze bestanden haben muß, wie auch sie wieder im Laufe der Zeit ihre anders gestalteten Nachfolger hatten. Sie sind aus den germanischen Edelhöfen hervorgegangen, deren Vorkehrungen auf uralten Gepflogenheiten beruhten, von denen bei uns zunächst jene volksthümlichen Schutzanlagen von Stammes-, Thal- und Gaugemeinden stehen, die man gewöhnlich als Ringwälle bezeichnet. Und wie jede Zeit nach ihrem Bedarf mit den ihr eigenen Mitteln arbeitet, so haben späte Fortschritte beigetragen, den schroffen und abschließenden Charakter der Burgen allmählig zu mildern und endlich ganz zu beseitigen. Unter ihrem Einflusse entstanden die Schlösser der Übergangsperiode, dann der Neuzeit, welche von den ehemals so bedingungslosen Wehrzuthaten mehr und mehr abhoben, und endlich langte man, in zeitgemäßer

Gestaltung, dort wieder an, wo die Reihe begonnen hatte, beim Herrenhose, der im XVII. Jahrhundert mit dem Edelhose der karolingischen Zeit eine wahrhaft brüderliche Verwandtschaft erkennen läßt.

Dieser Entwicklungsgang läßt sich in Steiermark zum größten Theile verfolgen und wohl auch anderwärts. Seine Schöpfungen hängen genau zusammen, und immer ist das Spätere der verfeinerte Erbe des Nächstvorangehenden, verfeinert, weil auch in jeder die Fortschritte im Culturleben und die Gewinne des verbesserten Staatenwesens sich ablagerten.

Die Keime des Burgenwesens liegen also in vorgeschichtlicher Zeit beschloffen. Das kann im Grunde nicht auffallen, denn die Hauptbestandtheile und Hauptmerkmale der Burgen finden sich bereits in den rohen Wehranlagen der früheren Jahrhunderte: bei diesen ist der Graben und Wall mit Pfahlwerk oder Flechtzaun, bei jenen der Graben und die Mauer; da ist die von Holz gezimmerte Warte und dort der steinerne Berchfried, sämmtlich Merkmale richtiger Wehranlagen und, wie man sieht, bloß im Stoffe verschieden, im bezeichnenden Zwecke jedoch dieselben. Und ehe eine Burg fertig stand, ersetzte oft noch lange der Pfahlzaun die Ringmauer, und anders wieder hatte eine Burg oft schon letztere, aber der Berchfried war noch von Holz.

Als die Franken um 800 im Lande zwischen Karst und Semering sich festsetzten, fanden sie weder Burgenanlagen vor, noch brachten sie das System solcher mit. Sie kannten es selber nicht in ihrer neuen Heimat, in Frankreich. Was sie aber hier vorfanden, das waren Ringwälle und ähnliche Schanzen der bodenfässigen Wenden, welche nicht einmal verstanden, die Überreste der römischen Steinbauten entsprechend auszubeuten. An den zahlreichen slavischen Ortsnamen, welche die Worte grad (Schanze, Gehege), obramba (Verhau) und straze (Warte) enthalten, erkennt man, daß in slavischer Zeit die Steiermark viele derlei Volkswehranlagen gezeigt haben muß. Zu diesen fügten die Franken und die einwandernden Baiern ihre eigenen Sitze, die je nach der Stellung und dem Reichthum des Mannes mit den Mitteln und nach den Vorsichten der Zeit ausgestattet waren. Das hat man sich ungefähr so zu denken, wie einen Edelhof in dem weitest vorgeschrittenen Lande germanischer Eroberung, in Frankreich: ein großer Raum durch Wall und Pfostenwerk abgegrenzt, inmitten, ebenfalls durch Graben geschützt, der hölzerne Wartthurm, zugleich das Wohnhaus des Herrn oder ein gezimmertes Haus an Walle selber und im Hofe vertheilt die Hütten für die Knechte und Mägde, die Scheuern und Vorrathskammern, die Stallungen und Backöfen, endlich bei Hochvornehmen auch eine Kapelle. Mit diesen Privatanlagen zugleich bestanden aber alte und neue Stammes- und Gauzufluchtsorte, in welche eine Mehrzahl von Bedrohten flüchten konnte.

Wir werden also in Steiermark für die ersten drei Jahrhunderte seiner deutschen Geschichte auf Burgen im landläufigen Sinne verzichten müssen. Wenn demungeachtet

in diesem Zeitraume Örtlichkeiten mit der Bezeichnung „pure“ daselbst auftauchen, so kann diese nur den Sinn eines privaten Zufluchts- oder Bergeortes gehabt haben, ohne dabei ragende Thürme von Stein und gezinnte Mauern zu meinen. Solche feste Punkte sind denn allerdings genannt: so 895 die Reichenburg an der Save und um 1060 die zwei verschollenen Plätze Dietenpurch und Primarespurg im Rainachthale. Dann aber treten noch andere auf, welche ihre Eigenschaft als slavische Wehranlagen durch die Namen bezeugen, wie Straßgang und Straßengel bei Graz und die — allerdings erst um 1140 genannte — Obernburg in einem Seitenwinkel des oberen Sannthales. Die bedeutendste Anlage muß aber die Hengstburg besessen haben, auf deren ausgebrannten Resten sich im XII. Jahrhundert das Hochschloß Wildon aufbaute: es war Grafenresidenz für den Hengstgau und wohl auch die Hauptwarte für den gesammten Osten der unteren Mark, und um seinen Besitz rangen im XI. Jahrhundert zwei Prätendenten des kärnthnerischen Herzogsstuhles. Betrachtet man die Lage dieser einzelnen Gründungen, so tritt die in gewissem allgemeinen Sinne ausgesprochene Wahl deutlich hervor: die einen liegen auf vorragenden thalbeherrschenden Punkten, die anderen in Thalabschlüssen als Deckungen von Übergängen nach benachbarten Gauen. Fast möchte man sie deshalb als Landesanstalten bezeichnen, da sie eben in der Vorsorglichkeit bei der Wahl ihrer Örtlichkeiten Merkmale solcher an sich tragen, welche in der Zeit der eigentlichen Burgen für diese nur selten sich ergeben.

Mit dem XII. Jahrhundert gestaltete sich die Sachlage gänzlich um. Das Gebiet der Mürz und der oberen Mur trat aus der Abhängigkeit von Kärnten. Mit der Erwerbung desselben durch die Markgrafen von Steier, welche auch dem neuen Verwaltungslandstriche den gleichen Namen gaben, brach die frühere Gauverfassung auf diesem Boden zusammen. An die Stelle der früheren Grafen trat jetzt ein einziger, an die der allgemeinen Interessen das Einzelinteresse des letzteren und an jene der stark demokratischen Verwaltung die feudale des Landesherrn. In seinem Gefolge kamen aus altbairischen Landesstrichen Viele, die er für Dienste und Treue mit Grund und Boden belohnte; bereits Ansässige schlossen sich seiner großen und einheitlichen Macht an und in seinem Auftrage, unter seinem Schutze oder mit seinem Willen gingen sie daran, ihre Sitze zu befestigen. Denn was sie an solchen Anlagen errichteten, diente ihm und zugleich dem Lande und allgemeinem Wohle. Es vollzog sich das wunderliche Ergebnis, daß mit der Vereinigung der getrennten Grafengewalten in einer Hand das Land sozusagen parcellirt wurde und sonach jeder Grundherr, ob Lehensmann oder Freier, selber für die Sicherheit seiner Parcellen und seiner Unterthanen zu sorgen hatte.

Das ist die Zeit der Entstehung der eigentlichen Burgen bei uns. Die Culturwelle, die seit Jahrhunderten von Westen nach dem Osten streicht, hat sie in langsamem Schritte

aus der Normandie und Bretagne, wo ihre ersten Ablagerungen etwa um 900 geschahen, bis zu uns getragen.

Aus der Raschheit, mit der sich jetzt die Steiermark mit Burgen bedeckte, läßt sich die allgemeine staatliche Nothwendigkeit dieser Anstalten ermessen, und Unsicherheit mag wohl auch viel dazu beigetragen haben. Allein wenige derselben sind noch in einer gewissen Ursprünglichkeit vorführbar. Eine Reihe ist vom Boden wie weggewischt, eine andere liegt fast unkenbar in Trümmern, eine dritte ist so verbaut, daß sich der alte Kern nur schwer auslösen läßt, und an der Stelle anderer thronen jetzt Kirchen. Unter den Markgrafen der Dynastie von Steier erhob sich im Ennsthale die Burg Greischern, die Residenz des Markgrafen, wenn er dieses sein salzburgisches Vogteigebiet bereiste; heute ist sie nur mehr durch Schanzen auf dem Burgstallsteine über Bürg angedeutet. In jenen Tagen auch scheint sich der Edelhof Lassing in die allbekannte Burg Strehau verwandelt zu haben. Im oberen Murgebiete sahen jene Zeiten Saurau, an der Grenze der damaligen Steiermark und Salzburgs, die Frauenburg und Lichtenstein, das Pelssthal bewachte Offenburg und den Übergang aus dem Mur- in das Lavantthal Eppenstein. An der mittleren Mur standen Rabenstein und Beckau, im Feistritzthale Waldstein, Henneberg und Altenburg und weiter unten Gösting und Graz, welche aber mit ihren Slavennamen beide auf ältere, wendische Anlage deuten. Wo die Raab und Weiz aus dem Hochthale von Passail durch ihre Klammern sich drängen, da fand sich ein richtiges Burgenneß: da standen die jetzt verschollene Altenburg, Gutenberg, Radmannsdorf, Weiz und Trennstern, Grufels, Rabec und Stubeck, und mitten in dem prächtig hügeligen Raabviertel ragten auf isolirtem Felsen die ersten Anlagen der Riegersburg auf und an der österreichischen Grenze, ganz wie das erwähnte Burgenneß in einem Winkel gebaut, Thalberg. Aber von diesen zwei entgegengesetzten Punkten aus wurde unter Ottokar I. das Raabviertel für Steiermark erzwungen. Das untere Land ist minder reich. Dahin langte der Markgraf erst später. Auch dominirten daselbst theilweise andere Herren, wie die Erzbischöfe von Salzburg (mit ihren Burgen von Leibnitz, Landsberg und Pettau), und die Gegend südlich der Drau gehörte damals noch lange nicht zu Steiermark.

Ein auffälliges Merkmal bei einer Zahl dieser Burgen ist die gesuchte Kühnheit ihrer Anlage. Nicht früher und nicht später tritt dasselbe wieder auf, — das sind die rechten Repräsentanten ihrer beengten Zeit, welche jedem Einzelnen den Selbstschutz anheimstellte. So ist Eppenstein auf vereinzelter spitzer Regel hingestellt und Lichtenstein über grauischem Abfalle in Felsenschroffen gebettet. Dasselbe gilt von Rabenstein bei Frohnleiten. Jede Entwicklung in die Breite, jede Bequemlichkeit im Innern ist da ausgeschlossen und am meisten der landläufige Traum vom Prunkleben der Burgherren. So ist es auch mit Alt-Weitenstein bei Gonowitz und mit Königsberg ob Rann. Aber das echte Merkmal einer

Burg, das sie erst zu dem macht, was man damit zu meinen pflegt, fehlt nicht, und das ist der Berchfried. Wo er dennoch mangelt, da sprach der Zeitgenosse nur von einem „Hause“, wenn auch die Bezeichnung „Burg“ im Namen liegt, wie bei Frauenburg. Je nach der Gunst des Bodens ist der Berchfried in der Mitte, meist aber an der Ringmauer angebracht, ganz so, wie in den Städten die Burgen regelmäßig in eine der Ecken gestellt sind. Zwei Berchfriede sind selten; wo sie vorkommen, hat meist ein jeder sein besonderes Beobachtungsgebiet. Zuweilen, wie bei Waldstein, ist der zweite vorgeschoben und außer oberirdischer Verbindung mit der Burg; dann dient er als Vorwerk und mittelst der sogenannten Kreisfeuer zur optischen Verbindung mit einer nachbarlichen Burg.

Zwei Berchfriede weist auch Thalberg auf bei Friedberg, so weit erkenntlich die älteste Burg im Lande, sehr wahrscheinlich von den Grafen von Pütten zwischen 1140 und 1150 gegründet. Sie steht auf mäßig hohem geräumigen Hügel, um den zu drei Vierteln die Straße und zum letzten die Lafnitz sich windet. Ihre Anlage ist nach der Art alter Edelhöfe ein Längeseck, der Eingang im Osten bildet ein ungemein hohes Portal, das die spätere Zeit um eine Klafter untermauerte, und daran lehnt sich ein Berchfried ganz aus Quadern gebaut, den bis zur halben Höhe Steinmetzzeichen bedecken. Seine Pforte im Hofe, hoch über dem Boden, zeigt schöne romanische Gliederung und Sculptur; sein erstes Geschoß ist eingewölbt und aus ihm führt die Treppe in der Mauer nach dem zweiten. Gegen Westen war der Palas das Wohnhaus; jetzt in Ruinen, zeigt es an einzelnen Thüren und Fenstern, daß es gleichfalls dem XII. Jahrhundert angehörte. Am Westende schließt ein zweiter, gleich alter, aber minder sorgfältig gebauter Berchfried das Gesammte ab.

Welche Entwicklung der Burgenbau in Steiermark im XIII. Jahrhundert genommen, läßt sich genau nicht verfolgen. Es ist zwar ein ungemein reicher Zuwachs darin nachweisbar, der bald mit rechten, bald mit unrechten Dingen vor sich ging, doch für strenge Unterscheidung der Fortschritte mangelt es an Belegen. Dafür lernen wir die Ansichten der Gesetzgeber in dieser Richtung kennen, vorausgesetzt, daß das österreichische Landrecht in Steiermark ähnlichen Anschauungen begegnete. Darnach mag auch in ruhigen Tagen manch böser Geist auf Burgen gehaust haben. Deshalb schränkte man den Bau ein und band ihn an ein gewisses Maß, das für den gewöhnlichen Schutz der Bewohner ausreichte. Nicht einmal ein Freier sollte ohne Erlaubniß des Landesfürsten „ein edles Haus oder eine Burg“ bauen, wohl aber stand ihm unbenommen Haus oder Thurm, zwei Stockwerke hoch, doch ohne Zinnen und Erker, und dieser Bau durfte von einem Graben von gesetzlicher Tiefe und Breite umgeben sein. Hier kehrt sonach der alte Edelhof wieder, und bei starker landesherrlicher Gewalt hätte seine Schutzvorkehrung genügt. Allein eben das XIII. Jahrhundert entbehrte der ersteren zum guten Theile, und in der wirren Zeit des Zwischenreiches kamen jene Trutz- oder Verdrufsburgen auf, welche der Eine dem Anderen



Die älteste Burg: Thalberg bei Gartzberg.

sozusagen an den Leib haute und die der steirische Landfriede König Rudolfs von 1277 zu zerstören befaß. Thatsächlich läßt sich für das XIII. Jahrhundert ein Zuwachs von wenigstens 50 Burgen und von manchen derselben auch sicher oder ungefähr die Gründungszeit nachweisen. So entstand bald nach 1230 die Burg Forchtenstein zu Neumarkt, eine einfache Anlage für Dienstmännern, aber typisch auch für den richtigen Adel, der besser zu wohnen nicht gewohnt war und seine Wehrzwecke auch nicht entsprechender erreichen konnte: auf beschränkter Kuppe innerhalb hoher Mauer ein bescheidenes Wohnhaus und in der tauglichsten Ecke ein massiver Thurm. Ungefähr um dieselbe Zeit haute der Bischof von Seckau seine Burg Wasserberg im Galthale und 1263 der Statthalter König Ottokars von Böhmen in Steiermark, Bischof Bruno von Olmütz, Burg Landskron in Bruck. Aber dieses, wie Wasserberg, entbehrte des Berchfriedes, wie denn überhaupt die Burgen über den Städten dieses Merkmal fast ausnahmslos nie besaßen: sie waren eben selber die Berchfriede der Städte. Um 1278 gestattete König Rudolf dem Kloster Admont den Burgenbau zu St. Gallen und wo es die große Unsicherheit auf dessen Gütern verlangen mochte. Ein ganz treffliches Beispiel einer einfachen Burganlage bietet für jene Zeit Schloß Thurn zu Baierdorf unweit Murau. Der Zufall, der so oft als Vernichter einschreitet, hat uns dieses Object fast gänzlich erhalten, wie es 1290 ausgesehen, als die Scharen Herzog Albrechts es ausbrannten.

Thurn ist nur ein Thurm, wie deren viele im Lande ragten, allein blos an wichtigen Punkten. Wo er steht, ging ehemals der Saumweg aus dem Murthale durch die Ratsch ins Ennsthal und anderseits über Ranten ins Lungau. Er war offenbar für die Sicherung der Handelszüge angelegt, und zwar in einem Viereck im Thale; ein mäßiger Graben und eine niedere Mauer schlossen und schließen noch heute die Anlage ab. Man erkennt aus der Form des Einganges, den kein Thorthurm bewehrt, und der Umfangsmauer, welche keine Eckthürme flankiren, daß anfänglich und wohl lange hinter dem Graben blos ein Pfahlwerk gestanden. In diesem Hofraume ist außer einem kleinen Wohnbau nur ein Ökonomiegebäude; für mehr als heute war nie Platz und weniger reichte für die Besatzung nicht; diese hauste in dem Thurmkolosse, der etwa vier Stockwerke hoch inmitten des Hofraumes sich erhebt, geziert an der Ecke, wo der hölzerne Gang zur Pforte im ersten Stock führt, mit einem gut erhaltenen Christofsbilde aus dem XIII. Jahrhundert. Die Gelasse sind durch Holzböden geschieden und die Treppen im Innern angebracht. Hätte der Thurm nicht dem Erzbischof von Salzburg gehört, sondern Edelleuten, dann würde er Zubauten und Erweiterungen erfahren haben, und die Kenntniß einer Originalanlage, die uns zeigt, wie ungefähr jede Burg damals begann, wäre uns entgangen.

Es ist schon angedeutet worden, daß politische Verhältnisse recht wesentlich auf diese Wehr- und Wohnbauten Einfluß nahmen. Eine kriegerische Zeit mehrte ihre Zahl und

hielt den Charakter der Abwehr fest; eine friedliche dagegen gestattete wachsend die Zwecke der Bequemlichkeit, das Wohnliche zu erstreben. Mit den Habsburgern zog, in Steiermark wenigstens, ein langer Friede ein, den erst unter dem Vater Maximilians I. die Ungarn störten. Damit stehen wir vor einem neuen Umschwung. Hatte man die Anlagen auf schwer zugänglichen Felsen schon längst aufgegeben, so verlangten jetzt wirthschaftliche



Einfache Burg aus dem XIII. Jahrhundert: Thurm zu Baierdorf.

Ziele, ohne daß die Wehrkraft litt, Zubauten und Erweiterungen. Das staatliche Leben verlief ruhiger, die landesherrliche Gewalt erstarkte, die Gesellschaft verfeinerte sich und wollte demgemäß auch behaglicher wohnen.

Wehr- und Wohnzwecke geeignet zu vereinen, scheint den Cillier Burgen vor anderen gelungen. Diese Anlagen von Heckenberg, Hartenstein, Packstein, Süßenheim, Widerdries und Wöllan trugen durchwegs den zweiseitigen Charakter. Sie gehören theilweise dem XIII., theilweise dem XIV. Jahrhundert an und haben so sehr einheitliches Gepräge, so sehr ist überall auf den Wohnzweck, und zwar gleich von der Gründung an

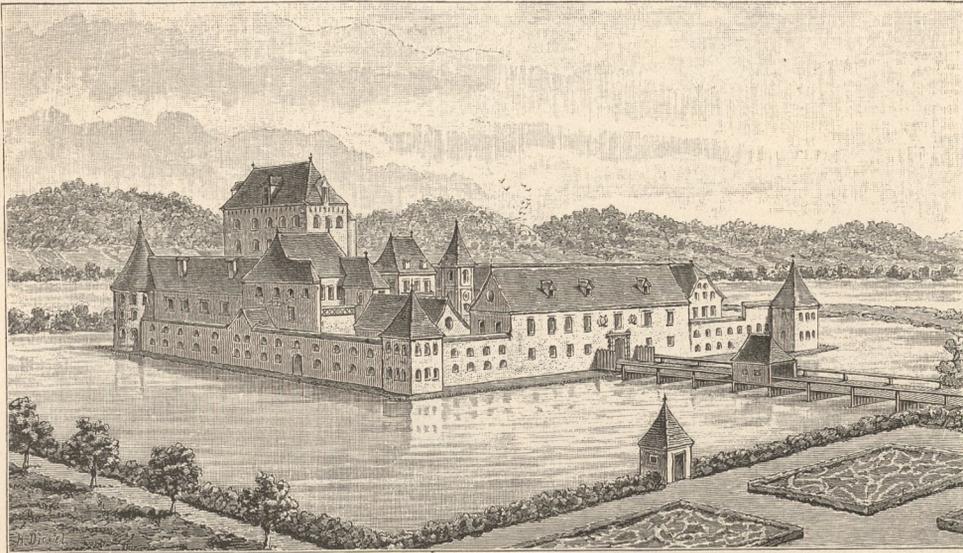
Bedacht genommen, daß die Gleichstimmung nur durch einen gewissen maßgebenden Einfluß erreicht werden konnte. Dieser lag in den Grafen von Cilli, ihren Lehensherren, die eben im XIV. Jahrhundert dem Gipfel ihrer Macht zustrebten. Gegenüber den starren und engen, dann wieder kennbar stückweise ergänzten Burgen des Oberlandes spricht aus ihnen meist eine Durchführung wie aus einem Gusse und eine wohlthuernde Stattlichkeit, ohne den Wehrzwecken das Mindeste zu benehmen. Nur eine Burg im Oberlande ist ihnen an die Seite zu stellen, das dem Geschlechte von Lichtenstein gehörige Stein bei Neumarkt. Fast scheint es, als ob ein Baumeister aus der Cillier Gegend sie entworfen hätte: die reine Gliederung ihrer Terrassenanlage, dieses durchgeführte Zinnenwesen und die sonst im Murthale gar nicht erscheinenden Rundthürme lassen eine Bauverwandtschaft vermuthen.

Dagegen mußten die Oberländer Burgen auf ihren schmalen Kuppen mit dem Raume geizen, und an dem noch heute ganz erhaltenen Kapfenstein bei Gleichenberg sieht man, wie an den alten Bauern neue Anlagen sich anfügten und demnach auch der alte Zingel vorgeschoben wurde. Zuweilen gab man die alte Burg auf, ohne sie indeß zu opfern, und baute sich bequemere auf niederer Höhe, aber stets noch mit Berchfried und vollem Wehrcharakter. So zu Sturmberg bei Weiz, zu Weitenstein und zu Rabenstein bei Frohnleiten. Gelegentlich kam es aber nicht zu Doppelburgen, wie die genannten, sondern der alte Anlageboden wurde gestreckt, auf der nächstgelegenen Erdwelle und manchmal auch auf einer zweiten oder auf der Abdachung wurden durch Gräben getrennte Vorwerke geschaffen. Begreiflich setzte dieses Dehnen und Strecken auch noch im XVI. Jahrhundert fort, allein schon im XIV. und XV. begannen diese überspannten Burgen in Hohenwang und Neuberg, im XV. bei Strechau, bei Arnfels, Schmierenberg, Montpreis und wohl auch bei Gutenberg.

Bequemer konnte begreiflich eine solche Erweiterung bei Tiefburgen sich vollziehen. Die Anlage datirt hier vorwaltend aus dem späteren Mittelalter und man darf in ihnen wohl eine Überleitung zu den Schlössern erkennen. Denn wenn auch ihre vornehmsten Repräsentanten noch immer den Berchfried behalten, so zeigen sie doch, daß man für Burgenbau nicht eben Bergeshöhe als ausschließliche Bedingung anzusehen begann. Der ursprüngliche Umfangsgraben wurde erst später dauerndem Wasserzufluß ausgesetzt, und in dieser Art erhöhte er den Wehrzweck. Solcher Tiefburgen besitzt Steiermark eine schöne Zahl. Eine Perle in der Reihe ist Feistritz bei Flz, das in allen seinen Theilen den Anwachs aus dem XIV. Jahrhundert bis zu den Prachtanlagen des XVII. Jahrhunderts noch heute gut erkennen läßt. Noch weit stattlicher, aber heute reducirt oder gänzlich ausgebaut waren die Grenzfesten Burgau und Neudau; eine burgenmäßige hervorragende Erscheinung gab das kleine Reutenau bei Hartberg ab; Stadel, Trautmannsdorf, Lanfowitz und Feistritz bei Marburg waren ursprünglich Mos-, dann Wasserburgen.

Selbst bei Neubauten sehen wir der Bequemlichkeit, aber noch in alter Auffassung des Wehrbedarfes Rechnung getragen; so bei Lichtenegg im Mürzthale, das etwa 1400 entstand und innerhalb eines Mauerviereckes mit Flankenthürmen ein Wohnviereck mit tüchtigem Berchfriede aufwies, und Schachenstein bei Aflenz, vom Abt Johann Schachner von St. Lambrecht 1465 erbaut, welches auf enger Felskuppe sehr viel Wohnraum zwischen Thürmen zeigte.

Wenn nun schon im XII. Jahrhundert, aber auf Bergen, sich die Zulässigkeit einer festen Burg in Gestalt eines sogenannten „Hauses“ durch manche Beispiele ergibt,

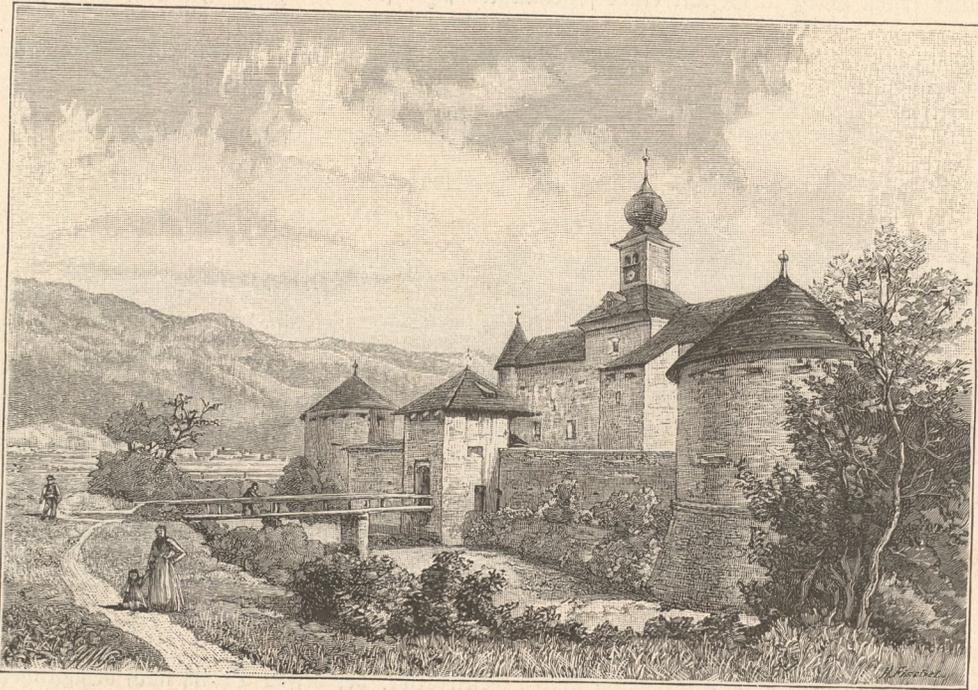


Tiefburg aus dem XIV. Jahrhundert: Feistritz bei Klz.

so darf es nicht befremden, daß im späten Mittelalter, bei dessen Drang nach behaglichem Hausen, dieselbe Richtung sich wiederholte. Es ist bezeichnend, daß selbst die gewöhnliche Nomenclatur die ohnehin seltene Bezeichnung Burg und die alltägliche Feste aufgab; von 1450 ab ist fast ausnahmslos nur von Schloß und Geschloß die Rede. Die Ebene, der Thalboden wurde der Anlageplatz. Hier konnte sich die neue Form noch am besten entwickeln. Man darf indeß nicht annehmen, daß dieselbe im Lande Ursprung und Wiege hatte; sie kam von auswärts, wo im Bauwesen durch mehr Mittel und mehr Neigung zum Luxus entsprechend fleißiger gebaut wurde, vermuthlich in erster Reihe aus Frankreich. Man war dabei gezwungen, von dem Berchfriede ganz abzusehen und die Vertheidigung außen in die Umfangsanstalten, wie Gräben, Mauern und Thürme, in das Gebäude selbst, seine Eckthürme, Erker und Zinnen zu verlegen. Das alte Wahrzeichen einer Burg, wie man sie immer sich gedacht, der Wartthurm, welcher durch vier Jahrhunderte von eminenten

Bedeutung für sie gewesen, fiel weg und wurde an den Schloßern aufgelöst in Eckthürme und Erker. Später verloren auch diese die wenige Wehrbedeutung, die sie anfänglich noch hatten, und halfen mehr den Schloßbau schmücken, gewissermaßen noch seigneurial hervorheben, und vom alten Berchfried blieb als magerer Rest ein Uhrthürmchen oder simpler Dachreiter.

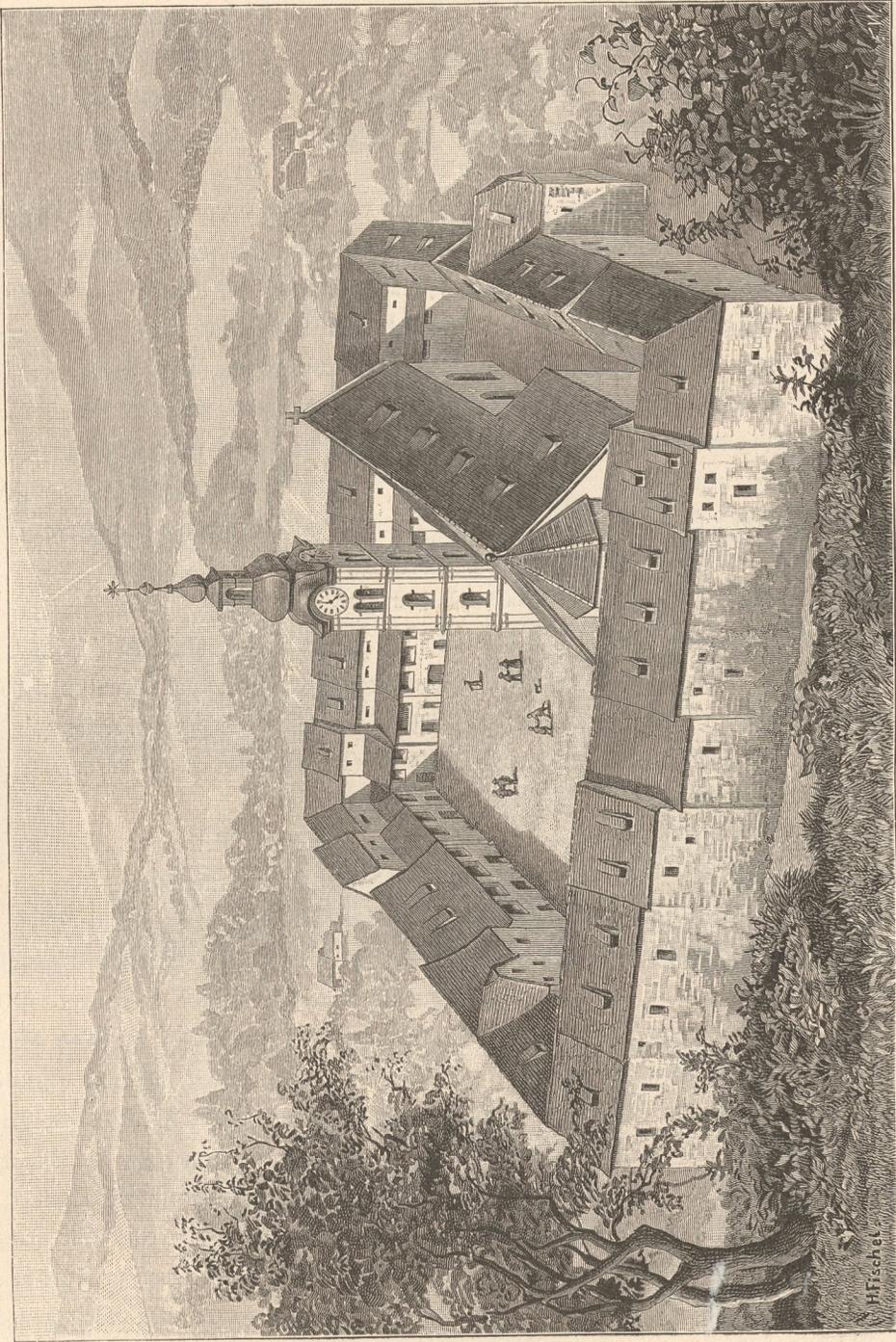
Ein lehrreiches Beispiel für die Schloßer der Übergangszeit ist Gabelkofen (ursprünglich Riegersdorf genannt) nördlich von Judenburg an der Pels. Man sieht an



Übergangschloß des XV. bis XVI. Jahrhunderts: Gabelkofen bei Judenburg.

ihm das ganze Gebäude im zweiten Stockwerk zur Festung gemacht und die Vertheidigung von da aus noch durch Wassergraben, Mauern und angehängte Eckthürmchen unterstützt.

Bei diesen Neuförmungen, welche durchwegs das Viereck mit eingeschlossenem Hofe als Grundlage nahmen, brachten sich alle Neigungen der Neuzeit zur Geltung und alle Kunstrichtungen derselben, die Prunkfucht des Adels, den Italianismus in der Architektur und endlich Nachahmungen französischer Lebensart auch im Schloßerbau. Damit Hand in Hand ging die erhöhte Befestigung dieser Tiefschlösser durch Wasserleitungen und bedeutende Erdwälle, die letzteren sind oft sehr namhaft, wie bei Rackitsch, Kranichsfeld und Alheim, und ebenso auch zuweilen die Wassergräben, wie bei Brunnsee. Der Typus dieser Schlösser offenbart sich in deren größtem, in dem 1606 erbauten Eggenberg bei Graz. Von dieser



Stollföschung: Der Inberr zu Feidbach.

H. Fischer.

Grundanlage aber waren sie fast alle, und mit ihnen ist das Land wie besät. Sie haben der gesammten Baukunst reichen Arbeitsstoff gegeben, und da fast durch 80 Jahre vom XVI. bis XVII. Jahrhundert Italiener die Bauthätigkeit im Lande beherrschten, begegnen wir auch viel italienischer Architektur: so in Obersteinach und Friedstein, das ausdrücklich als „italianizato“ bezeichnet wird, in Schwamberg, in dem ungemein zierlichen Limberg in Herberstein, und spät und bloß theilweise an der Burg zu Marburg.

Nicht ohne Einfluß auf die Befestigung und den Ausbau der Burgen und Schlösser im Lande blieb die Neuanlage der Festungswerke in Graz und bei den östlichen Grenzstädten. Die Übertragung eines so kostbaren und im Grunde auch überflüssigen Systems öffentlicher Wehrvorkehrungen auf Privatbauten schuf Werke, die man füglich excentrische Burgen nennen kann. Wenn einzelne Bauten, wie Gleichenberg und Neuberg, sich mit Bastionen verstärkten, so war dies erklärlich und genügend. Aber die Umgestaltung der Kiegersburg durch ein Zickzack von Bastionen, durch welche sieben Thore bis zum Felsplateau führten, war bloß ein Werk der Bauwuth einer landbekannten zankfüchtigen Frau, welche im offenen Selbstbekenntniß auf den Plafond eines Zimmers den Vers setzte:

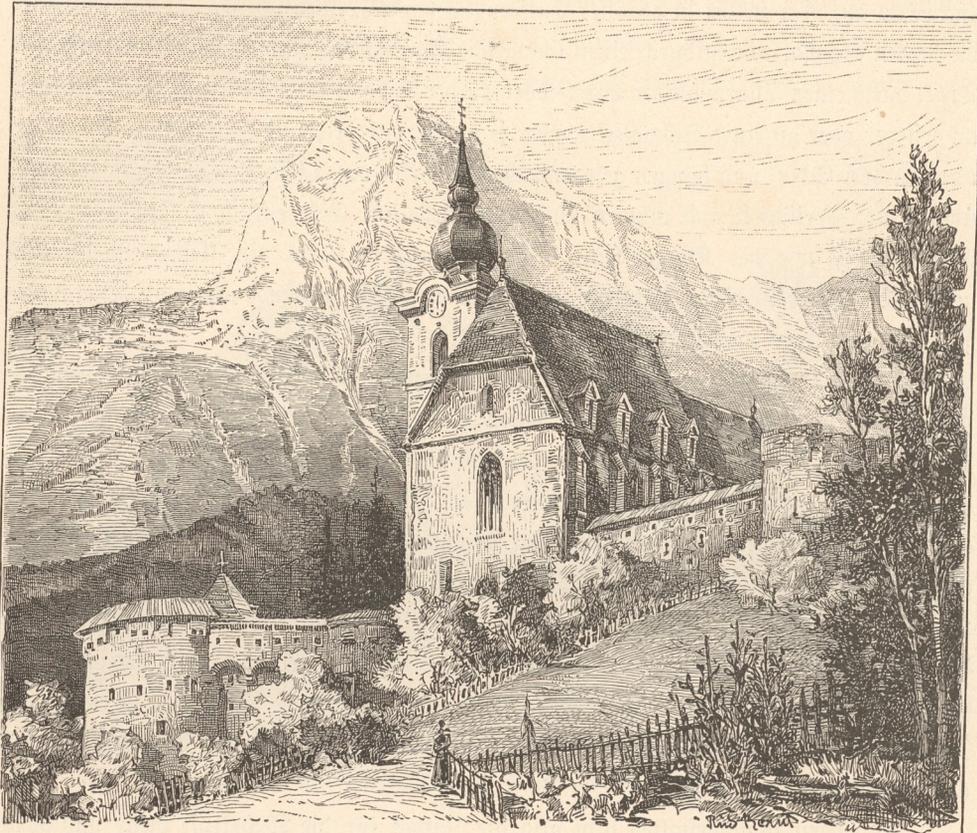
„Bauen ist ein schöner Lust,
Was es mich kost', ist mir bewußt.“

Nicht minder excentrisch, aber als Ausfluß hochgradigen Ständebewußtseins aufzufassen, ist der Umbau von Neuhaus durch den Grafen Ferdinand von Trauttmansdorff (1660). Er setzte in einer Gegend, die von 1290 bis in unsere Tage keinen Krieg gesehen, ein italienisches Schloßviereck auf eine kolossale Terrasse von Bastionen, und nannte das neue Werk Trautenfels.

Im XVI. Jahrhundert tritt uns eine ganz aparte kleine Reihe von Wehranlagen entgegen volksthümlicher Natur, die man Volksburgen nennen könnte. Ihre Keime liegen in dem alten Brauche des Volkes, bei feindlichen Einfällen in der Kirche Schutz zu suchen und vom ummauerten Friedhofs aus sich zu wehren. Da aber die constanten Türkengefahren wesentlich auf der Hauptlinie an der Raab sich entluden, legte man daselbst zu Fehring, Feldbach und Weiz dauernde Befestigungen um die Kirchen an. Man nannte sie aus den Hussitenzeiten her mit dem eingebürgerten Namen Tabor, der aber eigentlich nur eine vorübergehende Verschanzung bedeutete. Diese Tabore waren Vierecke, zum Theil mit festen Rundthürmen, und schlossen die Kirche ein. An der Innenseite der Mauern klebten die Häuschen, wo die Flüchtigen ihre beste Habe und sich selbst unterbrachten. Und so fest waren die Anlagen, daß die Vertheidiger auch dem ersten Angriffe eines Streifcorps leicht widerstehen konnten. Der interessanteste und besterhaltene ist jener zu Feldbach, bei dem die Rückseiten der inwändigen Häuschen die Außenmauern bildeten. Weit beengter im Raume, festungsartiger, aber auch in profaner Bautechnik ausgezeichnete und

malerischer ist das Kirchenkastell zu Eisenerz, das seinen Ursprung dem Türken-Einfalle von 1480 verdankt.

Man sieht, in die früher so lange hindurch einheitlichen Wehr- und Wohnanlagen trat mit der Neuzeit eine gewisse Vielseitigkeit. Es machte sich nicht mehr so sehr das Bedürfniß des Schutzes, als vielmehr die Lust und das Vermögen jedes Einzelnen



Kirchenkastell zu Eisenerz.

verschiedenartig geltend. Nur die quadratische Anlage, Eck- und Erkerthürme oder Pavillons blieben gemeinsam. Aber die Zahl der Adeligen wuchs aus den Kanzleien und der Industrie; alle wollten Grundbesitz haben und Gutsherren sein, ohne die Mittel zu haben, Schlösser zu bauen wie der alte Landsassenadel. So geschah es meist, daß diese Neulinge der steiermärkischen Adelsgesellschaft wohlgelegene Bauerngüter kauften und sie in Gutshöfe und Edelstige umwandelten. Das sind Neugestalten, die gewissermaßen als Streblinge unter den Burgen und Schlössern aufgefaßt werden müssen, und aus denen sich gelegentlich wirkliche Schlösser entwickeln konnten. Auch sie haben eine gemeinsame Grundform; es ist der einfache Tract, allein eben nach den Mitteln und Ideen ihrer Eigenthümer gestaltet

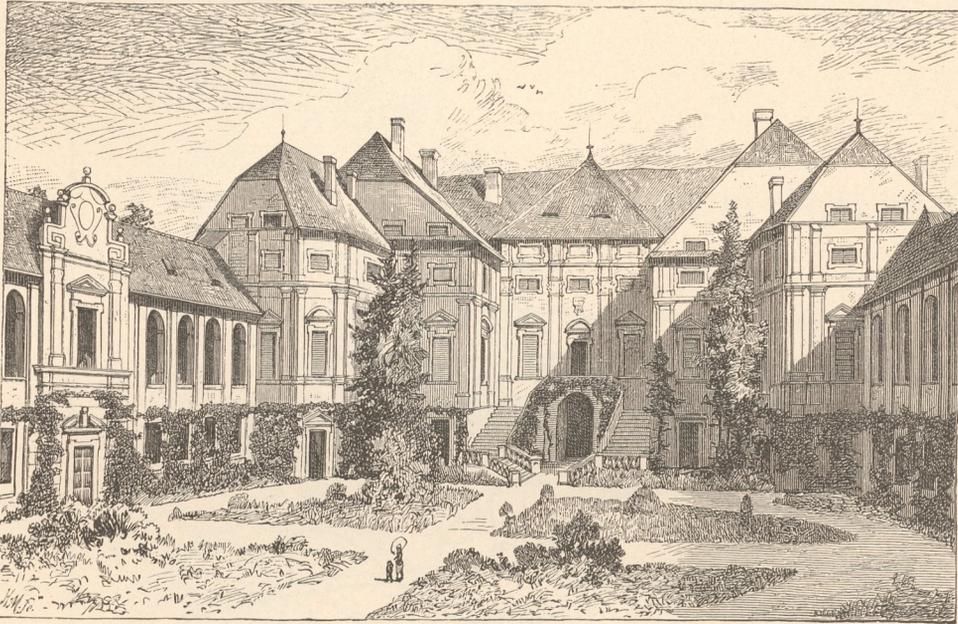
sich derselbe recht mannigfach zum Abschlusse. Bald gilt der Tract allein, und fast nie fehlt ihm der Dachreiter, denn das Gut ist eine kleine Herrschaft und das Thürmchen gilt als ihr Zeichen. Dann gibt es welche, die noch Thürmchen an den Ecken tragen. Andere haben die Tracte gekoppelt nebeneinander, andere kreuzen sie, oder lehnen sie in geradem Winkel an einer Ecke aneinander, oder fügen dem einfachen Tracte zwei Flügel nach rückwärts an, oder stellen in gewisser Entfernung parallel einen zweiten auf und verbinden die beiden Schmalfronten durch einen Gang mit Thorthurm. Andere heben den einfachen Tract durch einen Thurm an der Breit- oder an der Schmalfront, oder mit zwei Thürmen an ersterer oder an einer Schmalseite, oder je an der vorderen und rückwärtigen Breitseite, oder an drei Ecken, und hängen gelegentlich noch Erker an. Diese Bauten zeigen fast stets ungemaine Zierlichkeit und athmen ländliches Behagen. Gelegentlich äußert erstere sich überraschend, wie bei Klingenstein, dessen Baumeister darin ein kleines Meisterstück geschaffen. Die Zahl dieser Gutshöfe war ungemein groß im Lande und noch heute haben sich viele mit ihren ursprünglichen Reizen erhalten.

Das Wehrhafte, wie Umfangsmauern, Thürme und Erker, kommt dabei allerdings nur mehr erinnerungsweise vor. Die Zeiten sind eben sicherer geworden, die öffentliche Macht ersetzte die Wehrpflicht, welche vordem von Burg und Schloß Jeder für sich besorgte. Und da tritt denn der merkwürdige Fall auf, daß zuweilen ein solcher Gutshof auffällig einem Edelhofe fränkischer Zeit gleicht: ein Langedeck, hinter leichtem Graben eine bescheidene Mauer, welche das Wohnhaus, die Wirthschaftsgebäude und die Gemüse- und Lustgärten einschließt. So hat denn die Gesamtheit des Edelsitzes Freudenau bei Radkersburg im XVII. Jahrhundert ein bloß nach Mitteln der Zeit behaglicheres, sonst aber in Umgrenzung und Gliederung vollkommen ähnliches Seitenbild zu einem aus Frankreich bekannten Edelhofe des IX. Jahrhunderts abgegeben. Fast dasselbe läßt sich auch von Gleinstetten sagen.

In diesen Wohngestalten geht also die Zuthat für die Wehrkraft mehr und mehr verloren, und aus den Burgen sind allmählig geschlossene Wohnsitze geworden. Dieses Moment bleibt für alle Folge, begünstigt durch die wachsende auf tretende Neigung des Hochadels für französische Prunksucht. Mit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts begann man in Steiermark den breiten, aber sehr bequemen Stil der französischen Schlösser zu pflegen: damals wurde Frauenthal bei Deutsch-Landsberg in dieser Art umgestaltet, auch Ebensfeld im Draufelde und namentlich das kleine, zierliche Schloßchen Kilbel. Dagegen liegt in dem Umbaue des feudalmassiven Burgfeistritz in ein massiges französisches Herrenschloß schon eine bedeutendere Leistung vor und ebenso in jener von Tannhausen.

Von da ab erlahmt das steiermärkische Schlösserwesen. Das hängt mit dem Vermögensverfalle im steirischen Adel zusammen. Man lebte gern in den Städten und

baute dort gelegentlich Paläste und sparte auf dem Lande oder beschränkte die Umbauten an den Schlössern auf das Innere. Nur zwei Neubauten von wirklichem Werthe und bezeichnend für die Zeit ihrer Entstehung sind da erwähnbar: Neu-Stattenberg, das 1723 von den Grafen von Attems erbaut wurde, und Kirchberg an der Raab, das in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von einem Grafen Kazianer erbaut werden sollte. Das erstere besteht in einem Tracte mit zwei Flügeln nach rückwärts, zwischen welchen eine doppelte Freitreppe über dem Thore sich wölbt; an die Flügel schließen sich Gänge, im ersten Stockwerke offen, die den ganzen Hof umziehen und am Thore, das



Französisches Prachtshloß des XVIII. Jahrhunderts: Neu-Stattenberg.

ohne Thurm in den Hof führt, abschließen. Auch Kirchberg ist blos ein Tract, an den vorne ein großer Garten, hinten ein langer Hof schließen sollte, mit ebenerdigen Flügeln und inmitten mit einer Terrasse, die ihn in einen Herren- und einen Wirtschaftshof gliederten. Es ist also hier das ursprüngliche Princip des Vierecks im Schloßbaue ganz aufgegeben, dagegen aber jenes der Gutshöfe angenommen. Während diese aber blos mit bescheidenen Mitteln auftreten und nur wie Edelsitze auf Bauerngründen erscheinen, haben jene Spätlinge von Schlössern den unmittelbaren Wirtschaftsbereich in die Herrlichkeit des Wohnhauses einbezogen und demgemäß ausgestattet. Dadurch ist die Schwerfälligkeit, wie sie bei Ebenfeld, Frauenthal, Premstetten und Burgfeistritz auftritt, weggefallen, aber der Name Schloß ist nicht mehr so berechtigt als früher und wie er

namentlich bei Trautenfels sich herausfühlt. Gegenüber den Gutshöfen des XVI. und XVII. Jahrhunderts als kleinadeligen Edelstätten sind diese letzten Schlösser blos großadelige, reiche Anstalten, Lustorte, wie man sie nannte, Stätten des Behagens für sommerliche Zeit und Weinlese.

Nach ihnen baute man keine Schlösser mehr oder was daran reichte.

Die Verfeinerung der Sitten, die zunehmende Sicherheit des öffentlichen Lebens ließ mehr und mehr von den engen, kalten und starren Wohnbehelfen der Vorzeit absehen, und diese Fortschritte zeigen sich, wenn man die Behausungen von Thalberg und Thurn zu Baierdorf mit jener von Stattenberg sich gegenhält.

